

## Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-29103-6

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

Johan Harstad, geboren 1979 in Stavanger, ist eine der profiliertesten Stimmen der skandinavischen Literatur. «Max, Mischa und die Tet-Offensive» erschien 2015 in Norwegen und sorgt seither auch international für Furore. Harstad wurde mit zahlreichen Preisen wie dem Ibsenpris, dem Hungerpris, dem Aschehougpris sowie dem Doblougpris der Svenska Akademie ausgezeichnet. Er lebt in Oslo.

Ursel Allenstein, 1978 geboren, übersetzt u.a. Sara Stridsberg, Kjersti Skomsvold und Christina Hesselholdt. 2011 erhielt sie den Hamburger Förderpreis und 2013 den Förderpreis der Kunststiftung NRW, 2019 den Jane-Scatcherd-Preis für ihre Übersetzungen aus den skandinavischen Sprachen.

«Unterhaltsam und klug, mitfühlend und frech, scharfsinnig und mitreißend – schlicht ein großer Roman.» (Deutschlandfunk Kultur)

Johan Harstad

**Max, Misha und  
die Tet-Offensive**

Aus dem Norwegischen von Ursel Allenstein

Roman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Übersetzung wurde von NORLA,  
Norwegian Literature abroad, gefördert.



Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel «Max,  
Mischa & Tetoffensiven» bei Gyldendal Norsk Forlag, Oslo.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch  
Verlag, Hamburg, Oktober 2020

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«Max, Mischa & Tetoffensiven» Copyright

© Gyldendal Norsk Forlag AS 2015

Covergestaltung Daniel Bognár, Damentennis.com,  
nach dem Original von Gyldendal Norsk Forlag; Gestaltung LACKTR

Satz Garamond bei Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-29103-6

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen  
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern  
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale  
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten  
zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



# Inhalt

1  
2  
3

# 1

64 Poplar Street, Garden City, Nassau County, Long Island, New York. Amerika. Eine dörfliche Enklave auf knapp vierzehn Quadratkilometern im Herzen der Stadt Hempstead, mit drei Golfvereinen, von denen jeder der exklusivste sein wollte. Das ganze Jahr hindurch gepflegte Alleen und saubere Bürgersteige und mexikanische und puertoricanische Gärtner, die aus dem Nichts auftauchten und das Laub aus unseren Einfahrten bliesen, während sie Melodien piffen, die wir niemals lernen sollten.

Diese Erinnerung habe ich an uns, meine Eltern, meine Schwester und mich, hier, am ersten Tag in Amerika, einem Julitag im Jahr 1990, unserem allerersten Tag; viel zu warm angezogen, pendelten wir zwischen dem Umzugswagen an der Bordsteinkante und dem neuen Haus mit seinen noch unvertrauten Zimmern, in die wir einziehen sollten. Wir waren an einem kühlen Morgen in Stavanger aufgebrochen, und unser Anblick in dicken Wollpullovern mit skandinavischen Mustern muss die Vermutungen unserer neuen Nachbarn endgültig bestätigt haben, sie konnten einander vielsagend zunicken: Wir waren nicht vorbereitet. Und ich erinnere mich, wie der Nachmittag in den Abend überging, während mein Vater eigenhändig das riesige hellbraune Sofa über den Rasen zum Haus wuchtete. Er keuchte, ihm rann der Schweiß, und die Sofabeine hinterließen tiefe Furchen im Gras, doch er war fest entschlossen, er, und nur er, sollte unser wichtigstes Möbel an seinen Platz befördern, ich glaube, es hatte symbolische Bedeutung für ihn; erst wenn es drinnen am richtigen Ort stand, wären wir zu Hause. Dachte er. Als Einziger von uns. Mehrere neugierige Nachbarn hatten sich versammelt, um das eigenartige

Manöver näher in Augenschein zu nehmen, und boten ihre Hilfe an, doch mein Vater schüttelte nur den Kopf.

«Nein, danke», sagte er mit einem tapferen Lächeln und kämpfte sich weiter voran. «Geht schon.»

Auf halbem Weg ließ er sich zu einer Verschnaufpause und einem Bier überreden, und das ist der Moment, der mir von diesem Tag am eindrucklichsten in Erinnerung geblieben ist: wie mein Vater auf dem frisch malträtierten Rasen vor unserem Sofa steht, umgeben von Nachbarn in luftigen Hemden und Sommerkleidern, während er selbst Wolle trägt, und wie er sich am Ende den Pull-over auszieht und ihn auf das Sofa wirft. Und die neuen Nachbarn Beifall klatschen. Und ich meinen Pullover anbehalte. Und wie die letzten Sonnenstrahlen den Kopf meines Vaters erleuchten und ihn glühen und größer aussehen lassen, als er ist. Und wie meine Mutter aus dem Haus kommt und ihn umarmt und einen Schluck aus seiner Flasche nimmt und die neuen Nachbarn begrüßt, die ihr zugprosteten.

Und ich friere und reingehe.

Wie wäre es gewesen, wenn wir uns stattdessen von Anfang an in Manhattan niedergelassen hätten, alles wäre anders gewesen, alles neu, nichts Wiedererkennbares, sondern ein gleichmäßiger Strom von Zerstreungen und Geräuschen, die mich von dieser grässlichen, nicht nachlassenden Sehnsucht abgelenkt hätten. Denn das größte Problem an Garden City war nicht, dass es in Amerika lag, sondern dass es so sehr an zu Hause erinnerte, ohne zu Hause zu sein. Die Häuser hier sahen vielleicht nicht so aus wie die, in denen ich und meine Freunde aufgewachsen waren, und die Straßen und Alleen wirkten schöner, als ich es gewohnt war, gepflegter. Und trotzdem war es das Gleiche, die gleiche wellenartige Abwesenheit von Lärm; Autofahrer, die aus Rück-

sicht auf die spielenden Kinder langsam fuhren, Nachbarn, die sich morgens grüßten und abends den Rasensprenger ausschalteten, nachdem er den ganzen Nachmittag wie hypnotisch zwischen der Rasenfläche und dem Bürgersteig hin- und hergeschwenkt war; dasselbe Vorstadtgefühl, das uns zu verstehen gab, dass wir unter uns waren und glücklich darüber sein sollten. Die ganze Zeit bläute Garden City uns, mir, schmerzlich ein, dass wir nicht da waren, wo wir sein sollten. Jedes Mal, wenn ich in die Küche ging, um ein Glas Milch zu trinken, und für einen Moment vergaß, dass ich nicht in Stavanger war, nur um kurz darauf das Zucken in meiner Hand zu spüren, wenn ich die Milchtüte nahm, und die Nerven ein Signal an mein Gehirn sendeten, dass die Packung größer war als gewohnt und anders gehalten werden musste. Oder wenn ich mir an manchen Tagen einbildete, ich würde mich wohlfühlen, und in meinem neuen Zimmer Musik hörte und mitsang und von der Zukunft träumte und davon, wie ich irgendwann, früher oder später, aber ganz sicher irgendwann - vielleicht dann, wenn man mich längst aufgegeben und vergessen hätte - triumphierend nach Stavanger zurückkehren, mein Gepäck mitten auf die Straße stellen und sagen würde: *Hier bin ich wieder*. Und mich feiern ließe. Oder wenn ich meinen Fahrradschlauch flickte oder mich dabei ertappte, dass ich ein Lied im Radio mitsummte, oder ausgestreckt mit dem Gefühl auf dem Sofa lag, dass es gutgehen würde, das hier, dass es doch gutgehen könnte, bis meine Mutter hineinplatzte und mich darauf aufmerksam machte, dass sie unten an der Straße Jugendliche in meinem Alter gesehen hätte und ich vielleicht hergehen und ihnen hallo sagen, etwas unternehmen könnte, anstatt hier zu sitzen und zu grübeln, gammeln, zu prokrastinieren; sie hatte ein ganzes Arsenal an Wörtern für Nichtstun.



Dann war der Tag für mich ruiniert. Er ging kaputt, und wieder konnte ich unmöglich vergessen, wo ich herkam; unmöglich vergessen, dass ich an einem anderen Ort war. Er ließ sich nicht mehr in Ordnung bringen.

Vom Fenster aus sah ich die Jugendlichen, von denen meine Mutter gesprochen hatte. Drei Jungs und zwei Mädchen, eins davon hübsch, sie kamen in der glitzernen (und das war noch untertrieben) Nachmittagssonne daher, die Jungs kurvten langsam auf coolen BMX-Rädern im Zickzack um die Mädchen herum; sie lachten und schubsten sich gegenseitig, sie sahen völlig sorgenfrei aus, und ich hätte nichts lieber getan, als zu ihnen hinauszugehen. Aber noch lieber hätte ich zu ihnen gehört. Am liebsten wäre ich nach draußen gerannt und hätte mich ihnen angeschlossen, wohin sie auch unterwegs waren. Ihre Sprache wäre meine Sprache gewesen, ich hätte wie sie gesprochen, ganz instinktiv die Worte geformt und mich nicht auf die schwierigen th-Laute am Ende konzentrieren und jedes Mal schämen müssen, wenn ich es nicht richtig hinbekam. Ich ging aber nicht raus. So lief das einfach nicht mehr. Als Fünfjähriger, vielleicht noch als Zehnjähriger, konnte man einfach auf jeden zuspazieren, und wenn man ein paar Stunden später nach Hause kam, müde und glücklich und den Mund voller Erlebnisse, die einfach so herausprudelten, hatte man neue Freunde.

Jetzt nicht mehr. Nicht als Dreizehnjähriger. Nicht jetzt, wo die Möglichkeit zu reden nicht mehr existierte.

All die Phrasen, Referenzen, haarfeinen Nuancen, Doppeldeutigkeiten und Unverblümtheiten; die Ortskenntnis und die Sicherheit, von der Sprache getragen zu werden, die seltsamen Witze, mit denen ich um mich geworfen, und die Dialekte, die ich nachgeahmt hatte, um meine Freunde in Forus zum Lachen zu bringen, all das war über Nacht unbrauchbar geworden, sobald ich

das Haus verließ. Es gab nichts, was ich sagen konnte, ich war verstummt. Zwar hatte ich Englisch gelernt, bevor wir hergekommen waren, aber mir fehlten der Feinschliff der neuen Sprache, die subtilen Details. Schlimmer noch, Mund und Stimmbänder mussten einen Spagat zwischen zwei Kontinenten hinlegen: Tief im Rachen steckten die norwegischen Wörter und ließen mich langsam ersticken, ihrer Funktion beraubt, lösten sie sich auf und verfaulten, rannen die Speiseröhre hinab und ließen mich sauer aufstoßen; vorn auf der Zunge dagegen, mit einem ungewohnten, mehligem Geschmack, lag die englische Sprache in all ihrer Fülle und war bereit, jederzeit unkontrolliert aus meinem Mund zu strömen, wenn ich ihn nur aufmachte; um sie zu meistern, stopfte ich das amerikanische Englisch in so rauen Mengen in mich hinein, dass es mit großen Rülpsern wieder hochkam, ich lag stundenlang reglos auf dem Sofa vor dem Fernseher und ließ mich von Stimmen und Sätzen waterboarden, weil ich glaubte, mich auf diese Weise selbst auslöschen zu können, ich glaubte, es wäre die einzige Lösung, wenn ich alles Alte hinunterschluckte und verdaute, es durch den Verdauungstrakt zwang und ein für alle Mal loswurde, weil die Bauchschmerzen, die es mir bereitete, mit einer unbrauchbaren Sprache durch die Gegend zu laufen, fast unerträglich waren, nachts, aber auch morgens, in den ersten Sekunden nach dem Aufwachen, wenn mir klarwurde, wo ich immer noch war und nicht sein sollte. Ich wollte einfach nur, dass alles wieder gut war. Ich glaubte, es würde mir nie wieder gut gehen, und ich wollte, dass meine Eltern es sahen, dass es ihnen schmerzlich bewusst wurde, ich wollte ihnen ein unerträgliches, schlechtes Gewissen bereiten, sie persönlich verantwortlich machen für das Elend, dem sie mich aussetzten, und sie brutal für ihre Entscheidung bestrafen, indem ich in aller Öffentlichkeit litt und mich

isolierte, abschottete, dichtmachte, allem Leben und allem Vorankommen eine Absage erteilte, ich kehrte Stalins Befehl Nr. 227 um: *Nicht einen Schritt weiter!* Ich freute mich darüber, dass die Anspannung bei meinen Eltern mit jedem Mal wuchs, das ich mich weigerte, vor die Tür zu gehen, obwohl ich es hasste, ein Stubenhocker zu sein, es hasste, keinen Ort zu haben, an den ich gehen konnte, mich selbst hasste für diesen erbitterten Widerwillen und diese kindische Rebellion, die mich nur noch einsamer und einsamer machte, bis mein Gefühl, ich hätte abgesehen von meiner Familie keinen einzigen Menschen, an den ich mich wenden konnte, am Ende so ungeheuerliche, schambehaftete und klaustrophobische Ausmaße annahm, dass ich manchmal sogar Atemnot davon bekam. Ich weiß noch, wie ich mich am Fenster duckte, wenn die Jugendlichen mit den BMX-Rädern an unserem Haus vorbeifuhren, weil ich Angst hatte, sie könnten mich entdecken und denken, ich wäre nicht normal, weil ich zu dieser Tageszeit, zu dieser Jahreszeit drinnen war. Ich fürchtete, meine Einsamkeit wäre von der Straße aus sichtbar und die Kunde von ihr könnte sich verbreiten, die Nachbarn würden sich vor unserem Haus versammeln und so lange Sprechchöre skandieren, bis ich widerstrebend mit erhobenen Händen zu ihnen hinauskam und sie an dem Augenblick teilhaben ließ, in dem mein Fremdheitsgefühl mit einem Knall explodierte und Schockwellen über das Meer schickte und Schiffe zum Kentern brachte und einen Reporter von der Lokalzeitung herbeilockte, der ein unscharfes Foto machte.

Jeden Abend ging ich, erleichtert, dass der Tag vorbei war, und bedrückt, weil am anderen Ende des Schlafs ein neuer Tag bevorstand, ins Bett. Eine Zeitlang war mein einziger Grund, aufzustehen, die Gewissheit, dass der Tag schneller vorbeigehe, wenn ich in Bewegung bliebe. Ich versuchte, nicht auf die Uhr zu sehen, weil ich

hoffte, so würden die Stunden schneller verstreichen; manchmal empfand ich beinahe etwas wie Glück, wenn ich sah, dass vier Stunden vergangen waren und nicht wie befürchtet erst zwei. Wenn es draußen dunkel wurde, entspannte ich mich, denn dann würde für den Rest des Tages niemand mehr etwas von mir verlangen. Der Abend gehörte mir, und ich konnte machen, was ich wollte. Ich starrte an die Wand. Ich las viel. Ich saß oben in meinem Zimmer und las und dabei nudelte ununterbrochen dasselbe Jane's-Addiction-Album rauf und runter, das mir bei einem Ausflug ins Roosevelt Center im Plattenladen zugefallen war, als meine Mutter sich meiner erbarmen oder einfach nur einen listigen Vorwand finden wollte, mich an die frische Luft zu locken, indem sie mir zwei CDs versprach, wenn ich sie zum Einkaufen begleitete. Wieder und wieder spielte ich dasselbe Lied, «No One's Leaving», in voller Lautstärke, bis meine Mutter Schmerztabletten nehmen musste und in den kurzen Pausen, ehe es wieder von vorn losging, demonstrativ seufzte. *Ain't nobody leaaaaaviing*. Genau das war das Problem. Ich war traurig und wütend, ich glaube nicht, dass meine Mutter den Text mitbekam. Sie wartete einfach nur darauf, dass ich es satt hatte. Ich hörte Musik, und ich las, und wenn ich beides leid war, stellte ich die Stereoanlage aus, legte das Buch beiseite und schrieb. Meistens schrieb ich einzelne Wörter, unzusammenhängende Wörter, aber auch Sätze und längere Passagen, was ich vielleicht sagen könnte, zu Leuten, denen ich begegnete - wenn ich je welchen begegnen würde. Witze, Anekdoten, Eisbrecher, Wörter, die erklären konnten, wie es mir ging. Ich schrieb auf Norwegisch, und während ich schrieb, hörte ich durch die Sprache hindurch meine eigene Stimme; das hatte etwas Beruhigendes. Es war etwas, an dem ich mich festhalten konnte. Ich schrieb: *Ich bin gerade nicht so gut drauf*. Ich

schrieb: *Ich gehe allmählich vor die Hunde.* Ich schrieb: *Wir können uns gerne küssen, wir können ruhig zusammenkommen, aber eines Tages werde ich mein eigenes Ding machen.* Dann übersetzte ich es nach bestem Wissen und Gewissen ins Englische, suchte nach Entsprechungen und Bindegliedern, konstruierte eine Sprache ausgehend von dem, was ich vermitteln wollte. Ich füllte ganze Kladden und hoffte dabei immer, jemand käme zu mir und klopfte an meine Tür, jemand aus meiner Familie würde sehen, wie sehr ich mich trotz allem bemühte, ein anderer zu werden, einer, mit dem wir es alle für den Rest unseres Lebens aushalten konnten. Doch wenn dann endlich jemand kam - und meistens war es meine Mutter, die ich härter strafte als jeden anderen, indem ich ihr die Nähe und Freundschaft verweigerte, die wir geteilt hatten, seit sie mir beim Hinternabwischen, Waschen und Zähneputzen geholfen hatte, in jenen Wochen, nachdem ich in Hu# verwundet worden war, und die bis zum Tag unseres Umzugs angedauert hatten; ich bestrafte sie am härtesten von allen, weil ich sie am meisten brauchte, und sie muss sich genauso einsam gefühlt haben wie ich. Wenn mein Vater weg war, hatte sie niemanden, an den sie sich halten konnte, und er war ständig weg; und ich sah ihr an, wie traurig es sie machte, wenn ich ihr den Rücken zuwandte und ihr mit meiner ganzen Körperhaltung zu verstehen gab, dass wir nie wieder zueinanderfinden würden und sie von meiner Seite keinerlei Hilfe zu erwarten brauchte, nachdem sie dafür gesorgt hatte, dass wir hier gelandet waren, in dieser Scheiße, und trotzdem war meistens sie es, die zu mir hinaufkam, ein ums andere Mal, nach all den Zurückweisungen, eine brutaler und herzloser als die nächste; sie war es, die in meiner Tür stand mit einem Stapel Wäsche oder etwas zu essen oder der Frage, ob ich nicht mit nach unten kommen wolle, weil gleich *Twin Peaks*

anfänge und es ja Tradition sei, dass wir die Serie zusammen schauten. Dabei sah sie mich unsicher an, riss sich dann aber zusammen, damit sich ihre Angst vor einer neuen Zurückweisung nicht in ihrem Blick spiegelte. Und als wäre ich enttarnt worden und wollte mein Projekt nicht preisgeben, versteckte ich meine Notizen und folgte meiner Mutter ins Wohnzimmer, wo sie schon alles vorbereitet und zwei Gläser und Chipsschalen auf den Tisch gestellt hatte. Und während wir dort saßen, meine Mutter und ich, nebeneinander, auf dem Sofa verbarrikiert mit Kissen und Decken und Wein (Limo für mich) und Chips, und sie sich schon während des Vorspanns erwartungsvoll nach vorn lehnte und während der ganzen Folge so sitzen blieb, mit verschränkten Armen, und von ihrem Glas zu trinken vergaß, vollkommen losgelöst von allem, was um sie herum vorging, während die Folge über den Bildschirm flimmerte, ohne dass wir groß etwas verstanden, und wir trotzdem eine schrecklich schöne Zeit miteinander hatten, und sie erleichtert darüber schien, dass ich mich wenigstens in dieser einen Stunde wohlfühlte, da dachte ich: *Wenn du wüsstest*. Aber du verdienst nicht zu wissen, dass es Hoffnung für mich gibt, niemand verdient das zu wissen. Nach solchen Abenden ging ich anschließend mit einer neuen Leichtigkeit und dem Glauben, dass sich schon alles fügen würde, auf mein Zimmer. Mir juckte es in den Fingern, etwas von dem aufzuschreiben, was ich im Wohnzimmer gedacht hatte, und es in Worte umzuformen, die man in diesem Land verstand. Und dann passierte jedes Mal das Gleiche: Ich setzte mich an meinen Schreibtisch neben dem Bett, blätterte durch meine Wörtersammlung, freute mich darüber, wie sie gewachsen war und bald groß genug wäre, und jedes Mal gab ich der Versuchung nach, das allererste Wort anzusehen, das ich notiert hatte: *Niemand / No one*.

Ich kannte niemanden. Ich hatte niemanden.

*Niemand.*

Ich verabscheute dieses Wort, und ich war dieses Wort, war niemand, hatte niemanden. Ein kurzes, hartes Wort. Auf Englisch war es noch schlimmer: *no one*, doppelt unangenehm, ein rigoroses *Nein*, gefolgt von einem *Ein*, eine Boshaftigkeit, die die Einsamkeit noch sichtbarer machte, eine Diagnose: *Bist du schon lange allein? Ganz allein? Sag ich doch. Hm. Tja, tut mir sehr leid, aber ich muss dir mitteilen, dass deine Testergebnisse positiv waren und du dich mit NOONE infiziert hast. Und wie es aussieht, ist es ein chronischer Verlauf, weit fortgeschritten und unheilbar. Diese Fälle häufen sich, vieles deutet darauf hin, dass Linderungsversuche durch sozialen Kontakt zum Gegenteil führen: dass sich die Patienten gegenseitig anstecken. Mittlerweile kann man beinahe von einer Epidemie sprechen. Eine Genesung ist bedauerlicherweise selten und unwahrscheinlich, aber wer weiß, mit etwas Glück bleiben dir vielleicht noch sechs Monate, ein Jahr oder länger. Es gibt Menschen, die jahrzehntelang mit NOONE gelebt haben, bevor sie zugrunde gegangen sind. Na ja, man kann sich natürlich fragen, inwiefern es überhaupt wünschenswert ist, das Leiden noch zu verlängern. Ich weiß, das ist nicht das, was du hören willst, aber ich kann dir leider nichts anderes verordnen als einen Büchereiausweis und einen Gutschein für die Videothek. Diese Krankheit geht selten gut aus, aber ich bin vom Staat New York dazu verpflichtet, dich über die Prognose zu informieren, die wir für realistisch halten. Am wahrscheinlichsten ist es, dass du mit NOONE-Metastasen im ganzen Körper sterben wirst und deine Familie dich nicht mehr wiedererkennt, falls du dann noch eine Familie hast. Du wirst NOONE so lange ausdünsten, bis sie - damit meine ich deine Angehörigen oder Vertreter des Gesundheitsamtes, je nachdem,*

*was du wünschst und was dir zu dem aktuellen Zeitpunkt noch zur Verfügung steht – den Riegel verschieben und dich dorthin zurückschicken, wo du hergekommen bist. Mehr darüber kannst du in dem Informationsblatt von SMN lesen – der Selbsthilfegruppe für Menschen mit NOONE. Sie hat nicht viele Mitglieder. Bei den Sitzungen wirst du selbst Kaffee kochen und deinen Stuhl aufstellen müssen, um dich einer leeren Turnhalle anzuvertrauen. Ach, eins noch, bevor du gehst: Selbstmitleid ist leider eine häufige Begleiterscheinung von NOONE, aber was ich eigentlich sagen wollte: Komm nächste Woche wieder, dann können wir, äh, du weißt schon, noch ein paar Tests durchführen.*

Da schrie wieder etwas in mir danach, einen Weg zurück zu finden, einen Ausweg, eine Lösung, was auch immer; manchmal träumte ich davon, mir eine wirklich tödliche Krankheit einzufangen, damit meine Eltern mit ernstesten Mienen an meinem Bett stehen und sagen würden: *Es ist wohl besser, wenn wir wieder nach Hause zurückziehen.*

Mein Vater: «Würde das helfen?»

Meine Mutter: «Wir können nichts tun, als zu hoffen.»

Wieder zu Hause, würde ich mich schnell erholen.

*Zu Hause.*

Das schönste Wort in meiner Muttersprache.

Vielleicht ging ich deshalb weiter laufen. Jedenfalls habe ich diese Zeit so in Erinnerung, den Herbst 1990 auf Long Island und die darauffolgenden Frühlingsmonate: Ich lief, weil es für mich die einzige Möglichkeit war, zu atmen. Ich lief jeden Tag, am liebsten nach Einbruch der Dämmerung, wenn die Gefahr geringer war, all den Nachbarn zu begegnen, die ich nicht kannte, oder gar jemandem in meinem Alter, ich lief durch die Straßen von Garden City, im gelben Laternenlicht – wattstark



und grell, damit nichts im Schatten blieb –, über Alleen mit herrschaftlichen Häusern und gepflegten Betonbürgersteigen, ich lief kreuz und quer und wieder zurück, durch die Poplar Street und Lovust Street, Chestnut und Brook, St. James und Clinton Road, Washington Avenue, Pine, Willow und Meadow Street, durch die Vorortstraßen mit ihren unaufdringlichen, beinahe klanglosen Namen, die uns glauben machen sollten, wir lebten in einer Art Naturreservat. Ich lief, meine alten Joggingschuhe hinterließen Abdrücke auf den neuen Straßen, und meine Füße waren Stricknadeln, ich wollte die Viertel zu einer neuen Stadt zusammenstricken, in der man sich zu Hause fühlen konnte. Es gelang mir nicht besonders gut. Fast immer hatte jemand die Maschen aufgeribbelt, wenn ich am nächsten Morgen aufstand. Und ich musste wieder von vorn anfangen.

Garden City und Long Island gehörten zwar auch zu New York, jedenfalls zum Staat, und Manhattan war mit dem Auto nur eine Dreiviertelstunde entfernt. Aber mir kam es so vor, als wäre der Times Square so weit weg wie Chicago. Das meiste, was in Manhattan oder den anderen vier Bezirken passierte, betraf uns irgendwie nicht. Der Abstand – nicht konkret, sondern in einem anderen, unerklärbaren Sinn – war einfach zu groß, wie auch die Nation an sich. Amerika war gigantisch, ich merkte es jeden Tag und stellte mir lange vor, dass es unaufhörlich weiterwuchs, bis es eines Tages endlich an einem der anderen Kontinente anlanden würde, mit Urgewalt und infernalischem Lärm dagegenstieße, sodass wir nach Hause kämen, wenn wir nur lange genug durchhielten.

Ich lief abends und bildete mir ein, die Zeitzonen wären verschwunden, damit wir immer noch gemeinsam liefen, Stig, Andri und ich, an unseren jeweiligen Enden der Welt, aber trotzdem auf eine Art miteinander verbunden. Es war ein schöner Gedanke, dass wir vielleicht

fast gleichzeitig müde wurden, aber noch ein paar Kilometer durchhielten, und dass sie sich genau dann erschöpft auf die Bank vor der alten Schule in Forus fallen ließen, um zu verschnaufen, wenn ich auf die Bank an der Ecke Meadow/Clinton sank. Und genau in dem Moment glitt die Zeit wieder auseinander, bei mir wurde es Nacht und in Norwegen Morgen, meine Freunde schliefen und würden erst in ein paar Stunden aufstehen, und ich saß verschwitzt und erschöpft auf der Bank und verfolgte den Verkehr auf der Kreuzung, in meinen abgelaufenen Joggingschuhen und denselben alten Trainingsklamotten, die ich schon getragen hatte, als wir tatsächlich noch in Schlagweite voneinander liefen. War ich nach wie vor bei ihnen, auch außerhalb der Briefe, die wir über den Atlantik schickten? Liefen sie auf der anderen Seite durch die Gegend und dachten, dass auch ihre Straßen jetzt ein wenig leerer waren, sprachen sie von mir, wurde ich erwähnt? Bestand eine Chance, dass auch sie abends Bauchweh hatten und morgens Kopfschmerzen; passierte es, wenigstens ab und zu, dass sie weinten und alles unerträglich fanden? Aber sie hatten ja einander, und ihre Tage waren noch genau wie früher. Ich wusste nicht, ob ich vermisst wurde, und das war das Schlimmste. Der Gedanke, dass zu Hause alles so weiterging wie immer, man die Autos in die Garage fuhr, Essen kochte, auf der Straße spielte, den Garten pflegte und den ganzen Sommer über den Rasensprenger laufen ließ, damit das Gras in der Hitze nicht verdorrte, Stig am Freitag bei Jóí klingelte und sie zusammen zur Jugenddisko in der Godeset Schule gingen, wo alle anderen auch waren, vielleicht lachten, vielleicht tanzten bis spät in die Nacht und zusammen nach Hause liefen, zu zweit oder auch mit ein paar Mädchen aus der Klasse, und niemand nach mir oder der Familie Hansen fragte, *was wohl aus ihnen geworden ist?* Das war es, was so

schrecklich weh tat, der Gedanke, dass in Stavanger alles weiterlief, alles so war wie früher, dass die Sonne auf- und unterging, als wären wir nie dort gewesen. Und niemand einen Unterschied bemerkte.

Morgens, jeden Morgen, radelte ich widerwillig zur Garden City Middle School, wo mich lange Tage in einem Klassenzimmer erwarteten, in dem ich nicht sein wollte. Für alle anderen war es das beste Jahr, der große Endspurt vor der Highschool, und die Freundschaften waren längst geschlossen und gefestigt; es half auch nichts, dass ich aus Norwegen kam; entweder war das nicht exotisch genug, oder sie wussten einfach zu wenig darüber, um etwas damit anfangen zu können. Ich blieb *der Typ aus Europa* und musste mit den Restbeständen vorliebnehmen, den Außenseitern und Eigenbrötlern. Doch im Unterschied zu unserem Haus in der Poplar Street, wo ich mich hinter den geblühten Gardinen verstecken und erst nach Anbruch der Dunkelheit hinauswagen konnte, gab es in der Middle School keine Schlupfwinkel. In den Pausen stand ich auf dem Schulhof und tat so, als wäre ich mit irgendetwas beschäftigt. Oder ich las. So habe ich das Jahr in Erinnerung. Ich lief und las. Und wartete darauf, dass es besser würde. Wurde es aber nicht. Und dann der Regen. In diesem Herbst regnete es, ich stand allein unter dem Vordach und legte mir ganz genau zu recht, was ich sagen würde, wenn ich später nach Hause kam. *Es reicht jetzt*, würde ich sagen, *ich halte das nicht mehr aus*, würde ich sagen, und *können wir nicht einfach aufgeben und abhauen?* Ich überlegte, wie ich über die Lippen bringen könnte, dass niemand mit mir redete und ich das Gefühl bekam, als würde alles, was ich war, allmählich zerbröckeln. Wenn das so weiterging, wollte ich sagen, würden sie mich bald nicht mehr wiedererkennen.

Ich stand auf dem Schulhof und war von einem Lärm umgeben, an dem ich nicht beteiligt war.

Und es regnete.

Aber an diesem Nachmittag sagte ich nichts von dem, was ich mir vorgenommen hatte, ich brachte es nicht über mich. Ich verlor den Mut, als ich von der Schule wegradelte oder als ich ins Wohnzimmer kam und meine Mutter lächelte und ich lächelte und keiner von uns aufrichtig lächelte.

«Wie war dein Tag?»

Viel zu viel Hoffnung in ihrer Stimme.

«Okay.»

«Es läuft doch gut, oder?»

«Schon.»

«Die Dinge brauchen einfach ein bisschen Zeit, weißt du.»

«Ja.»

«Und ... hast du jemand Nettes aus deiner Klasse kennengelernt?»

«Nein.»

«Niemanden? Irgendjemanden muss es doch geben?»

«Nein.»

Meine Mutter seufzte und legte ihr Strickzeug beiseite.

«Du weißt aber schon, dass du auch etwas dafür tun musst, Max, oder? Es hilft nichts, wenn man so ... ich weiß nicht ... na ja, es hilft jedenfalls nichts.»

«Ja. Nein.»

«Jetzt mal im Ernst, kannst du nicht normal mit mir reden? Wie alt bist du eigentlich?»

«Zu alt für die Middle School.»

Sie lachte. Sie nahm ihr Strickzeug wieder auf. Ein Pullover. Es würde ein kalter Winter werden.

«Verstehe», sagte sie mitfühlend. «Aber es ist doch nur noch bis zum Sommer, stimmt's? Das schaffst du.»

«Muss ich wohl.»

«Es wird besser, wenn du auf die Highschool kommst.»

«Und was, wenn nicht?»

«Es wird besser.»

«Was, wenn es schlimmer wird?»

«Versprich mir einfach, dass du dich morgen ein bisschen mehr anstrengst, ja?»

Allmählich ging sie mir auf die Nerven.

«Wie soll ich mich deiner Meinung nach eigentlich *anstrengen*? Soll ich einen Kopfstand machen?»

«Ich will, dass du mit jemandem redest. Kannst du nicht einfach sagen, wie es ist?»

«Und wie *ist* es?»

## 2

Ich strengte mich mehr an, wie ich es meiner Mutter versprochen hatte. Aber um nichts in der Welt wäre ich ihrem Vorschlag gefolgt, mich morgens in den Schulbus zu setzen. Irgendwo war Schluss. Ich fuhr weiter mit dem Rad, allein. Es war mehr als genug, dass ich mich uns allen zuliebe zwang, mit meinen Mitschülern zu reden, damit die Tage erträglicher wurden und ich meiner Mutter etwas vermelden konnte. Es spielte keine Rolle, mit wem ich sprach, ich wollte es einfach nur gemacht haben.

Ich meldete mich im Unterricht. Ich lachte, wenn die anderen lachten. Ich stellte meinen Klassenkameraden nichtssagende Fragen, nur um ein Gespräch in Gang zu halten und mir selbst und wem auch immer zu beweisen, dass ich auf keinen Fall schüchtern war. Und ich betonte ihnen und mir selbst gegenüber meine Andersartigkeit. Ich, der Norweger. Demonstrativ zog ich meine größten Wollpullis an und steckte die Hände in die Taschen, wenn wir morgens den Fahneid leisten sollten. Einmal tat ich sogar so, als würde ich meinen Lehrer un-

bewusst auf Norwegisch ansprechen, und verzog keine Miene, als im Klassenzimmer Gelächter ausbrach.

*Ich kann mit euch reden, dachte ich. Ich kann mit euch die Zeit totschiagen. Aber das ist auch schon alles. Ich habe nicht vor, hier länger als unbedingt nötig zu bleiben.*

Ich fieberte den Ferien entgegen, dem verspäteten Sommerurlaub im Laufe des Herbstes, den man mir versprochen hatte, weil wir im Sommer wegen des Umzugs keine Zeit für andere Dinge gehabt hatten. Mehrere Jahre hintereinander landeten wir schließlich in Florida, obwohl nur mein Vater dorthin wollte; wir wohnten immer in einem der Hotels in Daytona, die er noch aus seiner Zeit als Pilotenschüler kannte. Die Hotels waren allerdings selten so, wie er sie in Erinnerung hatte. Entweder fuhren wir dann auf die andere Seite, in die Tampa Bay, oder nach Clearwater, wo wir uns für ein paar Wochen unter den Sonnenschirmen parkten und wo alles sauber und surferesk und aus Plastik war und die wenigen Wolken, die nachmittags über der Bucht aufzogen und über Nacht verschwanden, keine andere Funktion hatten, als uns zu zeigen, dass die Zeit verging.

In den vielen Briefen, die ich Stig und Andri in den ersten Jahren schickte, ließ ich das Wesentliche aus. Ich glaube, ich erwähnte nicht ein einziges Mal, wie sehr ich mich nach Stavanger zurücksehnte und wie stark ich sie oft vermisste. Mit keinem Wort. Vielleicht spürten sie trotzdem, wie es um mich stand. Mir gefällt die Vorstellung, dass sie es taten. Denn das, was ich ihnen in einer lässigen und weltgewandten Sprache schrieb, war ein einziges, langes Täuschungsmanöver, um nicht eingestehen zu müssen, wie es wirklich war. Ich schrieb, als würde ich bald zurückkommen, im Sommer vielleicht, wenn ich Zeit hätte, und ich schrieb über Dinge, die jenes verklärende Bild bestätigten, das wir immer von den

USA gehabt hatten, bevor ich umgezogen war; *alles ist groß hier*, schrieb ich, *absurd groß, die Milchpackungen und Limoflaschen und Autos und Gebäude, im Kino isst man Popcorn aus Eimern*, schrieb ich, *wir haben mindestens hundert verschiedene Fernsehkanäle, und die Autobahnen sind achtspurig, neulich haben wir gesehen, wie jemand erschossen wurde*, schrieb ich, *wir steckten im gridlock* (ich liebte es, englische Wörter einzustreuen, die für mich einen ganz besonderen Klang hatten, um ihnen vorzugaukeln, ich würde jetzt schon radebrechend die Sprachen vermischen) *auf dem Long Island Expressway* (und ich liebte es, die Namen von Straßen und Autobahnen einzubauen, mit denen sie nichts anfangen konnten, selbst wenn es für das, was ich sagen wollte, völlig irrelevant war), *als neben uns ein schwarzer Typ im Auto erschossen wurde, weil er nicht schnell genug losfuhr, als die Ampel grün wurde*. Das war natürlich gelogen. Den einzigen Konflikt, den ich bisher mit eigenen Augen beobachtet hatte, war ein Mann mittleren Alters mit Kinderschänderbart und USS-irgendwas-Cap, der an einer Kreuzung die Scheibe herunterkurbelte und dem Fahrer im Auto nebenan den Mittelfinger zeigte und mehrmals hintereinander brüllte: *get the fuck outta here*. Doch in jenem Amerika, mit dem Stig, Andri und ich aufgewachsen waren, ehe ich herkam, in dem Land, das wir uns vorgestellt hatten, hätte so etwas passieren können, ohne Vorwarnung und ohne Mitleid. Jederzeit. Und ich bildete mir ein, dass es dieses Land war, über das sie etwas hören wollten. Also schrieb ich darüber. Und log. Ich schrieb über alles, was nicht passierte; dass ich oft den Bus nach Manhattan nahm und stundenlang zwischen den Wolkenkratzern umherspazierte und das Empire State Building hinauffuhr, um die Aussicht zu genießen, und dass mir ein Wachmann, dem ich zufällig auf der Fulton Street in die Arme gelaufen war, erlaubt hat-

te, aufs Dach des World Trade Centers hinaufzufahren, und da oben, schrieb ich, da oben stürmt es die ganze Zeit. Wegen der Höhe, schrieb ich und behauptete, an klaren Tagen könne man von dort sogar die Erdkrümmung sehen. Ich erzählte von den Leuchtreklamen am Times Square und wo es die besten Burger gab, beinahe zu groß zum Essen, und von einer Bar, die ich mit meinem Vater besucht hatte, wo man die Erdnussschalen einfach auf den Boden warf, von Filmstars, die ich auf der Straße gesehen hatte, und dass die New Yorker keine Miene verzogen, wenn sie welche trafen, ich erzählte von verrückten Leute, die an der Straßenecke standen und *no one in particular* anschrien, und von Obdachlosen in der *subway* und von Vietnamkriegsveteranen und gelben Taxis, die anscheinend jeden Tag mehr wurden. Und von dem Licht. Ich schrieb über das Licht, das einem den Atem raubte, wenn man abends über die Brooklyn Bridge nach Manhattan fuhr und die *skyline* funkelte, oder wie nachmittags die letzte Stunde des Tageslichts über die Hochhäuser strich, *the sun strikes those most brilliantly then*. Ich schrieb ein New York herbei, das nicht existierte, eine Stadt aus Kulissen, von denen ich hoffte, sie würden die beiden herbeilocken oder zumindest mich selbst davon überzeugen, dass ich gern hier war, damit ich nicht früher oder später zugeben musste, was Sache war - dass ich mich von morgens bis abends mutterseelenallein fühlte. Ich schrieb aber auch Wahres, über Garden City, meine Lehrer, die amerikanischen Mädchen, die nicht hübscher waren als unsere, über die Musik, die ich hörte, die Platten, die ich gekauft hatte, und ich versuchte die ganze Zeit, mir etwas Neues einfallen zu lassen, das ich erzählen oder beschreiben konnte, um ihnen etwas zu bieten, obwohl ich am allerliebsten nur Neuigkeiten von ihnen gehört hätte. Denn am Ende liefen meine Briefe doch immer nur auf



einen Haufen Fragen hinaus; was sie gerade machten, was sich seit meinem letzten Brief ereignet hatte, mit wem sie sich verabredeten, wie die neue Schule war und was sie abends unternahmen. Streiften sie immer noch den ganzen Tag ziellos durch die Straßen, wie wir es früher getan hatten? Hatten sie inzwischen eine Freundin? Ich fragte nach den Mädchen, die auf unserem Radar geblinkt hatten und die man unmöglich vergessen konnte und die mir trotzdem nur abstrakt in Erinnerung geblieben waren. Und sie schrieben auch wirklich zurück. Andris Briefe waren oft kurz und handelten vor allem von seiner Mutter, die zu viel arbeitete, und vom Vater, der immer noch nicht zurückgekommen war und es wohl auch nie tun würde, sie endeten jedes Mal so abrupt, als würde ihm Knall auf Fall der Erzählstoff ausgehen oder als würde seine Mutter rufen: *Das Abendessen ist fertig!*, und er müsste sich beeilen, den Brief in einen Umschlag zu stecken und meine Adresse daraufzukritzeln, um ihn seiner Mutter zu geben, wenn er nach unten ginge, damit sie ihn am nächsten Tag auf dem Weg zur Arbeit einwerfen könnte. Die Briefe von Stig waren länger, aber nach einer Weile gefielen mir Andris Briefe wohl trotzdem besser. Stig schrieb lang und breit darüber, was zurzeit los war; wenn ich seine Briefe las, fühlte ich mich wie ein Vogel, der über ihm in der Luft kreiste, während er sich zusammen mit Andri unverdrossen durch unser altes Viertel und die Orte bewegte, die auch für mich einmal selbstverständlich gewesen waren und jetzt beinahe magisch wirkten. Er schrieb über alles, was er tat, und eine Zeitlang lebte ich durch ihre Erzählungen. Ich sammelte alle Briefe, Zeitungsausschnitte und die wenigen Bilder und Passfotos, die sie mitschickten, als wären sie unersetzliche Reliquien. Ab dem Moment, wo ich selbst die letzten Neuigkeiten in den Briefkasten geworfen hatte, wartete ich wochenlang ungeduldig darauf, wieder

von ihnen zu hören. Ich hoffte, sie taten dasselbe. Doch allmählich schien der Fundus, aus dem wir unsere Geschichten schöpften, zu versiegen, das muss im Herbst 1991 gewesen sein. Irgendwie gab es nicht länger etwas zu erzählen, das wir an unserem jeweiligen Ende der Welt mit einem beifälligen Kopfnicken quittieren konnten. Mir wurde klar, dass sie beide mit dem Training aufgehört hatten, weshalb auch ich nicht mehr über das Laufen schrieb. Andris Vater kehrte nicht zur Familie zurück, und die meisten Namen der Jungen und Mädchen, die Stig erwähnte, sagten mir nicht länger etwas, und zu ihnen gesellten sich neue Straßen und Adressen, die ich nicht vor mir sehen konnte und durcheinanderbrachte, wofür ich mich dann im nächsten Brief entschuldigen musste. Was ich über Andri und Stig zu hören bekam, passte nicht mehr damit zusammen, wie ich sie gekannt hatte, und so entglitten sie mir, erst der eine, dann der andere, und damit auch die gemeinsamen Anknüpfungspunkte, bis unsere Briefe kürzer und kürzer wurden und nur noch sporadischen Lebenszeichen glichen, wir stempelten für einen Moment im Leben des anderen ein und gleich darauf wieder aus und kümmerten uns anschließend wieder um unseren eigenen Kram, bis nichts übrig blieb als die jährlichen Geburtstagskarten, und als auch die am Ende nicht mehr kamen, war es, als könnte man es hören, das Geräusch des Seils, das mit einem Knall in der Mitte des Meeres zwischen den Blechdosen unserer Kindheit riss. Und die tosende Leere, die folgte. Sie breitete sich aus und befiel auch andere als mich.

In Norwegen hatte meine Mutter gearbeitet, jetzt war sie plötzlich Hausfrau. Sie, die genau wie ihre eigene Mutter mit Ausnahme von Wochenenden, Feiertagen und Krankheiten keinen Tag zu Hause verbracht hatte und am 8. März jedes Jahr mit Parolen wie *Gleicher Lohn für gleiche Arbeit* oder *Arbeit für alle* auf die Straßen

gegangen war. In Stavanger hatte sie sogar ihren eigenen Laden geführt, *Verflechtung*, eine Garn- und Handarbeitsboutique in der hintersten Ecke des Einkaufszentrums in Mariero. Hier verbündete sie sich schnell mit ihren vielen Stammkundinnen, die sie *Schwestern* nannte. Ich war immer gern dort gewesen und hatte sie häufig nach der Schule besucht. Im Hinterzimmer des Ladens, umgeben von vergilbten Plakaten mit Werbung für neue Strickmuster und Angeboten für 100 Gramm dreifädiger Merinowolle in den Farben 43lila, 52taubenblau, 62türkis, 63lime oder 82gelb (25 Kronen), Selbu-Fäustlingen, Patchworkdecken, Makramee-Sets, Norwegerpullovern, Strumpfgarn und Filzpantoffeln, erledigte ich rasch meine Hausaufgaben, um anschließend mit einem Glas Saft den hitzigen Stimmen draußen im Laden zu lauschen. Es waren starke Frauen, engagierte Frauen, die im Vergleich zu den meisten anderen Kundinnen einen eher pragmatischen Zugang zur Handarbeit hatten. Man strickte Sachen, für die es gerade die passende Wolle gab, in den Farben, die man noch übrig hatte, und wenn die Männer oder Söhne und Töchter protestierten, sagten sie immer: *Das ist hier keine Modenschau*. Oder: *Dann macht es eben selbst*. Sicher hätten sie die schönsten Dinge herstellen können, wenn es darauf angekommen wäre, aber in ihrer Welt war es viel wichtiger, Kleidung zu stricken, die andere Leute warm durch den Winter und den Kalten Krieg brachte, und ich bewunderte sie dafür, wie sie *Verflechtung* in ein politisches Diskussionsforum verwandelten, und für all ihr Wissen über die Gesellschaft, in der sie lebten; sie konnten selbst die schwierigsten und trockensten Themen als Brennpunkte präsentieren, die man dringend in Angriff nehmen musste. Diese Frauen in Aktion zu sehen war fabelhaft, ganz besonders wenn sie darüber sprachen, wie wichtig es war, auf die Barrikaden zu gehen, dann sah ich

Straßensperren und wehende Fahnen vor mir; ihre Stimmen wurden heiser vor Eifer oder Frustration, wenn sie über Maschen und Makropolitik redeten, über regionale Angelegenheiten, Diskriminierung und Feminismus diskutierten und Pläne für eine bessere Zukunft schmiedeten, und als ich später einmal über den Namen *Verflechtung* nachdachte, erschien er mir ungeheuer passend. Denn sie hatten eine enge Verbindung, ein Netzwerk, diese Frauen, die jede Woche stundenlang im Laden saßen und mich nie verhätschelten oder wie ein Kind behandelten, sondern immer als einen Menschen, von dem sie erwarteten, dass er und seine *Brüder* einmal Verantwortung übernehmen würden.

Warum meine Mutter sich keine andere Beschäftigung suchte, als wir nach Long Island kamen, oder welche Vereinbarung mein Vater und sie getroffen hatten, weiß ich nicht, ich fragte sie nie danach. Ich glaube, ich hatte Angst vor der Antwort.

Meistens blieb sie in der Poplar Street. In den aktuellen Debatten war sie keine aktive Teilnehmerin mehr, sondern lediglich Zuhörerin. In Garden City musste sie sich der Konformität unterwerfen, um zur Nachbarschaft zu gehören, und einen großen Teil von sich aufgeben. Schon in Stavanger, in Forus, war sie immer die «andere» Mutter gewesen, die einzige Kommunistin in der Straße, aber die übrigen Mütter hatten sie größtenteils akzeptiert, vermutlich dank ihres Lächelns und ihrer gewinnenden Art. Auf Long Island lief es jedoch nicht so. Auf Long Island konnte man mit einer gewinnenden Art keine Rechnungen bezahlen, und sie war eine Zugewanderte. An und für sich hätte das noch kein Problem darstellen dürfen, vor allem weil Norweger als naive, aber ehrliche Leute galten, auch wenn sie aus einem Land kamen, wo es das ganze Jahr hindurch kalt und hell war und die Leute mit Skiern zur Arbeit fuhren

und in den Pausen ein paar traditionelle Tanzsprünge machten, um sich aufzuwärmen, aber jedenfalls waren sie kein Volk, das sich scheute, die Ärmel hochzukrempeln und anzupacken; und außerdem hatten sie eine lange Verbindung zu den USA, es gab die Norwegisch-Amerikaner in Minnesota, North Dakota und noch irgendwo anders, drüben in Seattle, oder? Hatte es sie nicht auch dorthin verschlagen? Wenn man genauer darüber nachdachte, lebten die Nachfahren der Norweger über das ganze Land verstreut, und dann war da noch das Öl-Märchen, Norwegen und seine Einwohner schwammen doch im Geld, war es nicht so? Doch, so musste es sein, jedenfalls nahmen es die meisten unserer Nachbarn im Stillen an, allein aufgrund der Tatsache, dass wir es uns leisten konnten, in Garden City zu wohnen, und nicht weiter in den Süden gezogen waren, nach Hempstead. Und mein Vater Pilot bei American Airlines war, ein ehrlicher und respektabler Beruf mit einem gewissen Prestige. All das war in Ordnung, all das war unproblematisch. Aber dass meine Mutter so bunte Sachen trug und vor dem Haus im Gras saß und rauchte und Radio hörte, noch dazu in einer Sprache, die wie Kauderwelsch klang, als hätte man ein Haarbüschel im Mund, und dass sie obendrein *strickte*, am helllichten Tag; das war zu viel. Oder dass sie mich mit dem grünen, verwaschenen, weiß beflockten Kapuzenpullover mit dem Wort *PROVIDENCE* auf der Brust, den ich auf dem Dachboden gefunden hatte, wo er vielleicht von einem mexikanischen Gärtner vergessen worden war, auf die Straße ließ. Wäre unser Leben ein Film gewesen, hätte meine Mutter hoffen können, dass sich die Vorbehalte der Nachbarn eines Tages in Wohlgefallen auflösen und sie bewundernd zu ihr aufsehen würden, an jenem Tag kurz vor dem Abspann, an dem sich die Einwohner von Garden City von ihrem Joch befreien und beschließen würden, sie selbst zu sein; was auch

immer es kostete, unabhängig von allen Konsequenzen, sie wären danach vielleicht ein bisschen verrückt, Yoga und neuen Sexpraktiken gegenüber aufgeschlossen, aber frei. Aber unser Leben war kein Film, und deshalb setzte sich auch niemand neben meine Mutter ins Gras und schnorrte eine Kippe oder fragte, was sie da gerade hörte. Stattdessen nickten die Nachbarn nur etwas angestrengt, wenn sie vorbeigingen.

Ich glaube, meine Mutter langweilte sich schrecklich, es kann nicht anders gewesen sein. Sie muss dieses Dasein gehasst haben. Oh, wie sehr muss sie es insgeheim gehasst haben.

Aber vermutlich war es ihr Weg, um zu überleben. Jeder von uns hatte sich eine Überlebensstrategie gesucht. Meine Mutter mit ihrem Radio, meine Schwester Ulrikke mit ihrem Studium und ihren Freunden aus der Wohngemeinschaft in Morningside Heights in Harlem, mein Vater, der immer öfter mehrere Tage am Stück beruflich unterwegs war, auf immer längeren Flugstrecken. Und ich? Ich tat mein Bestes, um die Zeit an der Middle School durchzustehen. Ich wartete auf den nächsten Urlaub, auf was auch immer. Wie Willard in *Apocalypse Now* hatte ich keine andere Wahl, als weiter den Fluss hinaufzugelangen. Und im Boot zu bleiben. Bis zum Tag des DEROS, an dem die Hubschrauber über den Baumwipfeln auftauchten und ich mit grünem Rauch eine LZ markieren und darauf warten würde, dass sie landeten, damit ich an Bord klettern konnte und aus dem Dschungel ausgeflogen wurde und nie wieder zurückkommen musste.

*Aloft ... cutlery ... fuselage ... shenanigans ... attire ... pavement ... obstacle ... epiphany ... vehicle ... albeit ... whimsical ... gridlock ... godspeed ... jackhammer ... ventriloquist ... hopscotch ... reluctant ... miscellaneous.* Ich

zwang mich, sooft ich konnte, englisch zu denken. Gegen Ende des Frühlings 1991 lief ich an den Abenden durch Garden City, und Horden von neuen Wörtern, die ich gelernt hatte, schwirrten in mir herum, Ausdrücke und Wendungen, die ihre ureigenen Farben und Klänge hatten. Ich hatte das Gefühl, an der Schwelle zu einem beginnenden Verständnis für dieses Land zu stehen, und zog daraus eine seltsame Energie. Ich lief. *Radio car ... johnny pump ... standing in line ... bridge-and-tunnel people ... another day, another dollar ... everything but the kitchen sink ... a wild goose chase ... don't even think of parking here.* Es muss *unsane* (wie ich lange trotzig sagte) gewirkt haben, wie ich davonsprintete und unzusammenhängende Wörter ausspuckte, wieder und wieder, Wörter, die ich in Zeitungen und Zeitschriften aufgeschnappt oder im Fernsehen oder von anderen Leuten gehört hatte, ich lief durch die sanft gebogene Wyatt Road und gab keuchend irgendwelchen Unsinn von mir wie *he jackknifed at the corner* (was die Leute dazu veranlasste, besorgte Blicke in meine Richtung zu werfen) oder *a yawn on the lawn at dawn. Entrenched in entrails from the entrée. If you're neckless you can't wear a necklace.* Sie wurden meine neuen Kleider, diese Wörter, eine Hülle, die man von Zeit zu Zeit überziehen, mit der man sich umwickeln und so ein anderer werden konnte. *Tedious, tedious, tedious,* wiederholte ich, während ich immer schneller lief, in dieser Zeit muss das eines meiner Lieblingswörter gewesen sein, alles war *tedious* oder *hideous*, die Fernsehsendungen und das Essen und das Wetter und der Unterricht und die Schulaufgaben und die kleinen Pflichten im Haushalt, die mir meine Mutter sonntags auftrug, ich sah meine Lieblingswörter leibhaftig vor mir, sie waren zwei Miesepeter aus dem antiken Griechenland, der quengelnde *Tedious* und der klag-

de Hideous, zu denen sich hin und wieder auch Onkel Nauseous und der Philosoph Oblivious gesellten.

Doch während ich die Wörter eroberte, sie mir aneignete und sie zu etwas machte, das ich anwenden und mit dem ich überleben konnte, gelang mir dies mit den Straßen von Long Island nicht. Sosehr ich mich auch bemühte, ich nahm sie nie in Besitz; selbst wenn ich inmitten von ihnen stand, sie manchmal sogar anbrüllte, um auf mich aufmerksam zu machen, blieben sie mir doch fremd. Die Sprache reichte einfach nicht aus, meine neuen Sätze sickerten nicht tief genug in die Straßen und Wege, Seitengassen und großen Kreuzungen, legten sich nicht über die großen Villen und gepflegten Rasenflächen, die mit der Präzision eines Golfenthusiasten gemäht worden waren, kein Grashalm länger oder krummer als der des Nachbarn. Meine Vokale und Konsonanten passten nicht zu den Autos, die schräg in der Einfahrt parkten, als hätten es die Familien eilig gehabt, nach Hause zu kommen, und ihre Zeit nicht damit verschwenden wollen, das Garagentor zu öffnen, vielleicht sollte auch der Fluchtweg freibleiben, falls sie beschließen würden, mit einem Vorlauf von nur vier Minuten umzuziehen. Das geschah im Übrigen ständig, ich kannte mein Viertel und konnte genau sagen, wer wo wohnte, wer bald ausziehen würde und welche Nachbarn den Umzugswagen verabschiedet und den letzten Karton über die Schwelle getragen hatten, wo sie ihn kaum abgestellt hatten, ehe sie wieder zu neuen Zielen aufbrachen. Manchmal frage ich mich, ob der amerikanische Traum tatsächlich vom Aufstieg handelt oder nicht vielmehr vom Ausstieg aus dem Stadion der eigenen Existenz, ob es nicht eher darum geht, einen *home run* zu schlagen, der einen wegführt, weit fort oder weg für immer, wohin genau, spielt keine Rolle, Hauptsache, meilenweit entfernt VON HIER.



Die Straßen kriegte ich nicht, die Wörter dagegen massenhaft. Ich sammelte sie und verwaltete sie in Notizbüchern, meine kostbarste Währung, ein Werkzeug, dessen vollen Wert ich erst jetzt nach und nach erkenne. Das Englisch vertrieb die norwegischen Sätze und Wörter, deren Konservierung ich so lange beharrlich betrieben hatte, und als der Sommer kam, radelte ich an einem Junitag zum allerletzten Mal in die Garden City Middle School, fast Schlangenlinien fahrend vor Erleichterung, diesen Ort endlich hinter mir lassen zu können, und anschließend wieder zurück in die Poplar Street, wo meine Mutter schon dabei war, unsere Koffer zu packen, weil bald das Taxi kam, um uns nach LaGuardia und zu unserem Flug nach Florida zu bringen, schon wieder, obwohl wir erst vor vier Monaten dort gewesen waren, und als wir am Ferienort eintrafen und ich nicht mehr zusammen mit meinen Eltern und einer abgestandenen Limonade in der Hand unter dem Sonnenschirm liegen wollte, sondern stattdessen beschloss, durch die Straßen zu schlendern, und dort, losgelöst von allen Familienbänden, bemerkte, wie ich ganz langsam eine andere Persönlichkeit annahm, und vor Erleichterung, nicht länger ich selbst zu sein, in einem Moment unparteiischer Impulsivität entschied, ein Raucher zu werden, der diametrale Gegensatz zum Läufer, zum Athleten, einer, der längst genug gelaufen ist, und den erstbesten Kiosk aufsuchte und eine Schachtel Zigaretten kaufte, die ich kurz darauf nicht röchelnd und hustend, sondern in vollen Zügen genoss, auf dem Betongeländer sitzend, das den Strand von der Straße und den Restaurants trennte, neben dem Minigolfplatz, wo lächelnde Väter heimlich, wenn die Mütter nicht hinsahen, ihre Söhne ohrfeigten, weil sie so erbärmlich und ungeschickt spielten, und auf meine Sandalen starrend, die ich ebenfalls an diesem Tag erworben hatte, ein paar robuste Sandalen, braun,

aus Leder, weil es das passende Schuhwerk für jemanden war, der in Bewegung bleiben musste, und weil meine Militärstiefel viel zu warm waren; da merkte ich, wie meine Feindseligkeit diesem Land gegenüber abnahm, und am nächsten Tag war dieses Gefühl wieder da, nur stärker; ich ließ meine Eltern am Strand zurück und beobachtete aus der Ferne, wie sie sich gegenseitig eincremten und den ganzen Tag in der Sonne briesen, und ich kaufte noch mehr Zigaretten und setzte mich an dieselbe Stelle und notierte noch mehr Wörter, *destroyed, distraught, calamity, calm and mighty, ipso facto*, und ging in den Laden an der Ecke, holte eine Limo und fragte den fetten Verkäufer *how are you?*, als wäre es die natürlichste Sache der Welt, während ich die Dose auf den Tresen stellte und dachte, Mann, ist der *fat, portly, rotund, plump, stocky, stout, robust, corpulent, a man of generous proportions feeding on generous portions*; in dem Moment war ich dabei, Amerikaner zu werden.

Ich hätte es als Niederlage werten können, das wäre normal gewesen. Aber ich tat es nicht. Ich sah es als Weg, nicht zugrunde zu gehen. In Tampa, Florida, traf ich die Entscheidung, machte mit einer wilden Entschlossenheit, wie sie nur Vierzehnjährige haben können, die Leinen los, warf den größten Ballast über Bord und bildete mir ein, nichts wäre leichter als das; ich warnte vor Napalmangriffen und wartete nicht länger auf den Evakuierungshubschrauber; ich lief in den Dschungel, wo ich unauffindbar bliebe, vor allem für mich selbst. Am Ende des Sommers wartete der Herbst. Highschool. Ein Neuanfang. Ich riskierte, für immer *in country* zu bleiben. Ich redete mir ein, keine Angst zu haben, ich erzählte meiner Mutter, dass es keinen Grund zur Sorge gebe, wir saßen zusammen in einem Restaurant und aßen unser T-Bone-Steak und sprachen darüber, wieso um alles in der Welt wir T-Bone-Steaks be-

stellt hatten, obwohl es so heiß war, viel zu heiß, um T-Bo-  
ne-Steaks zu essen, und wir waren nur zu zweit, mein Va-  
ter hatte seinen Urlaub abbrechen müssen, damit Ame-  
rican Airlines den Flugplan einhalten konnte, und Ulrik-  
ke war irgendwo in Mexiko, um surfen zu lernen, und ich  
sah, wie sich die Schultern meiner Mutter um mehrere  
Etagen senkten, als ich erklärte, welchen Entschluss ich  
gefasst hatte, während wir uns die riesigen Fleischstü-  
cke hineinzwang und uns die Tränen kamen, und es  
war schwer zu sagen, ob es am einen oder am anderen  
lag, doch an diesem Abend kehrte unsere Nähe zurück,  
wir schlenderten die Mandalay Avenue entlang, sie leg-  
te den Arm um mich, und ich ließ es zu, und als wir ins  
Hotel kamen, blieben wir zusammen auf dem Balkon sit-  
zen und blickten auf den Strand, wir hatten Sand in den  
Sandalen, und meine Mutter sprach über meinen Vater  
und öffnete eine Flasche Wein und schenkte mir ein hal-  
bes Glas ein, und ich erwiderte die Annäherung, indem  
ich meine Zigaretten hervorholte und mir eine ansteck-  
te, woraufhin sie sich nicht protestierend auf mich warf,  
sondern kurzerhand die Schachtel nahm, nachdem ich  
sie auf den Tisch gelegt hatte, und sie eine Weile studier-  
te, den Teer- und Nikotingehalt mit dem ihrer eigenen  
Zigaretten verglich und sagte: «Wann hast du mit dem  
Rauchen angefangen?»

«Am Donnerstag.»

«Tja, meiner Meinung nach solltest du wieder aufhö-  
ren.»

Dann zündete sie sich ebenfalls eine Zigarette an, und  
wir schmiedeten Pläne für den nächsten Tag. Wir woll-  
ten in das Aquarium, das ein Stück weiter die Straßen  
hinunter lag. Und lange schlafen.

### 3

Mordecai Weintraub. An diesem Punkt tritt er – mit seinem beinahe parodistisch klingenden jüdischen Namen, der eigentlich nicht zu ihm passt und eher an einen greisen Rabbiner mit tiefer, rauher Stimme denken lässt, der sein osteuropäisches Shtetl vor Äonen verlassen hat, als an einen gleichaltrigen, säkular eingestellten Typen, der kaum einen Schimmer von den Ge- und Verboten des Talmuds hat – ernsthaft in die Erzählung. *Mordecai*. Kein guter Name, finde ich auch. Aber was soll man machen? Max, Mischa, Mordecai. Wir hatten es alle nicht leicht.

Meine Mitschüler in der Garden City High, mit der ich im Herbst 1991 begann, kannte ich größtenteils schon aus der Middle School, aber der Übergang von einem Ort, den wir mit der Kindheit verbanden, zu einem anderen, an dem wir erwachsen werden sollten, sorgte dafür, dass die früheren Konstellationen aufgebrochen wurden und sich neu fanden, andere Freundschaften und Zusammensetzungen wurden ausprobiert, Gruppen öffneten sich oder grenzten sich ab, und diejenigen, die nach der Middle School umgezogen waren, wurden durch Neuzugänge von Schulen aus der Umgebung ersetzt. Einer dieser Neuzugänge war Mordecai Weintraub, mein bester Freund. Wir lernten uns im Schwimmbad kennen.

Während der Rest der Klasse *Schwimmen für Anfänger* gewählt hatte und mit Plastikbällen am flachen Ende des Beckens auf und ab schaukelte, hatten wir uns unabhängig voneinander für *Schwimmen für Fortgeschrittene* entschieden und verbrachten die nächsten beiden Stunden damit, so viele Bahnen Freistil zu schwimmen, wie wir konnten, die einzige Aufgabe, die Mrs. Gibbs' Kompetenz nicht überschritt. Keiner von uns war ein guter Schwimmer, aber Schwimmbäder machten mich so klaustrophobisch, dass ich es nicht riskieren woll-

te, mich im Kielwasser der anderen abzustrampeln. Ich glaube, Mordecai ging es genauso.

Ich konnte mich nicht erinnern, ihn vorher in der Umkleidekabine gesehen zu haben, aber an jenem ersten Donnerstag kamen wir ungefähr gleichzeitig ins Schwimmbad, und es entging uns nicht, dass nur wir beide resolut die Hauptgruppe verließen und das andere Ende des Beckens ansteuerten. Einige Minuten saßen wir schweigend am Rand unter einem Schild, auf dem in großen, schwarzen Buchstaben *DEEP END* stand, und starrten unsere Mitschüler an, die sich ein Stück entfernt hilflos an den Händen hielten, Wasser traten und dabei ein Lied sangen, das keiner von ihnen beherrschte, und einen Ball herumreichten, während Mrs. Gibbs trockenen Fußes an der Seite stand, die Trillerpfeife im Mund und den Rettungsring bereit, und sie beaufsichtigte. Dann zog sich Mordecai die weiße Badekappe über, auf die er mit wasserfestem, schwarzem Filzstift die Worte *DO NOT RESUSCITATE* geschrieben hatte, stand auf, schlenderte zum Sprungbrett und verschwand leiser als ein Seufzer im Museum im Wasser. Ich konnte keinen Kopfsprung, also wartete ich, bis niemand in meine Richtung sah, und ließ mich genau in dem Moment ins Becken gleiten, als er mit dem Kopf auftauchte und auf mich zeigte.

«Das ist Betrug», sagte er.

«Aber es ist ein Anfang», sagte ich.

Anschließend schwammen wir. Wasserkaskaden spritzten empor, als wir mit den Armen kraftvoll das Wasser durchbrachen und uns mit den Beinen abstießen, ein beinahe stilles Rauschen, während wir monoton unsere Bahnen zogen – vor und zurück, der ganze Körper in Bewegung, in unserem eigenen, stakkatohaften Tempo, solange es ging. Nachdem wir eine knappe halbe Stunde zwischen den beiden Enden des Beckens hin- und

hergependelt waren und dabei jedes Mal das Gebiet mit dem hohen Verkehrsaufkommen passieren mussten, wo unsere Mitschüler inzwischen entfesselt dem glitschigen Ball hinterherjagten, schwamm ich zu Mordecai hinüber und tauchte irgendwo im tiefen Fahrwasser neben ihm auf.

«Das ist doch beknackt», sagte ich. «Ich habe keine Lust mehr.»

«Und ich dachte schon, du würdest nie aufgeben.» Mordecai räusperte sich erleichtert und steuerte auf eine Ecke des Beckens zu, wo wir uns eine Weile aufhalten konnten, ohne allzu viel Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen.

Wir glotzten zum Rest der Klasse, der jetzt am anderen Ende *Der Hai kommt* spielte. Ein dicker Junge trieb zwischen unseren Mitschülern kieloben auf dem Wasser, als wäre er dem Hai schon zum Opfer gefallen.

«Hast du *Der Schwimmer* gesehen?», fragte ich. «Das ist der Film, wo sich Burt Lancaster vornimmt, durch die Swimmingpools in den Gärten der anderen Leute nach Hause zu schwimmen.»

«Schafft er es?»

«Nein.»

Mrs. Gibbs zog den Dickwanst mit Hilfe eines Keschers und der tatkräftigen Unterstützung einiger Mitschüler an Land, wo sie ihn auf einen weißen Plastikstuhl hievten, damit er sich ein paar Minuten erholen konnte. Mordecai zupfte seine Badekappe zurecht und schien unangenehm berührt. Er murmelte irgendwas darüber, wie sehr er Schwimmbäder hasste. Dann geschah etwas Unerwartetes. Er schrie; aus heiterem Himmel schrie er los.

«*I just wanted to learn to fuckin' cook, man!*»

Ich traute meinen Ohren nicht. Es war ein Satz aus *Apocalypse Now*.

«*The man is clear in his mind, but his soul is mad*», schrie ich zurück.

«*We train young men to drop fire on people, but their commanders won't allow them to write <Fuck> on their airplanes ... because it's obscene!*»

Mrs. Gibbs warf uns einen strengen Blick zu, aber Mordecai grinste nur frech, legte sich auf den Rücken und umkreiste mich schwimmend, während er ein Zitat nach dem anderen deklamierte.

«*Do you know that <if> is the middle word in life?*»

Ich lachte. War das lange her.

«*As for the charges against me, I am unconcerned. I am beyond their timid lying morality, and so I am beyond caring*», fuhr er fort.

«Wie oft hast du den eigentlich gesehen?», rief ich ihm glücklich zu, aber er hörte gar nicht hin. «Kannst du den ganzen Film auswendig?»

Mordecai schwamm ganz dicht an mich heran, legte mir seinen Zeigefinger auf die Brust und flüsterte:

«*Are you an assassin?*»

«*I am a soldier.*»

«*You're neither. You're an errand boy, sent by grocery clerks, to collect the bill.*»

Ich hatte einen Freund gefunden.

«Du weißt, dass der Film auf einem Roman von Conrad basiert, oder?», fragte ich, um zu zeigen, dass ich auch einiges darüber wusste.

«*Herz der Finsternis*», konterte er wie er aus der Pistole geschossen.

«Und das Gedicht, das Brando liest ...»

«T. S. Eliot.»

Ich war sprachlos. Du stehst auf, fährst zur Schule, steigst aus deinen Klamotten und steigst ins Wasser. Und dann das.

«*We are the hollow men*», begann ich enthusiastisch, «*we are the stuffed men, leaning together, headpiece filled with straw!*»

«*Alas!*», rief Mordecai aus.

Auch das Gedicht konnte er auswendig.

«*Our ... our ...*» Es wollte mir nicht einfallen.

«*... dried voices, when we whisper together, are quiet -*»

«*... and meaningless, as wind in dry grass, or rats' feet over broken glass in our dry cellar.*»

Jetzt hatte Mrs. Gibbs endgültig begriffen, was wir taten beziehungsweise nicht taten, und rief demonstrativ von der anderen Seite des Schwimmbads zu uns hinüber, damit auch ja alle in unsere Richtung schauten.

«He, ihr beiden da hinten! Das ist Schwimmen für Fortgeschrittene und kein Planschen. Also macht schon!»

«Aber ich glaube, *Der letzte Tango in Paris* mag ich noch lieber. Jedenfalls im Moment. *Go get the butter.*»

«Den habe ich nicht gesehen», sagte ich bedauernd.

Ich hatte von dem Film gehört, ihn aber noch nicht gesehen. Es war ein Film, von dem meine Mutter schwärmte, und genau deshalb hatte ich bisher einen Bogen um ihn gemacht.

«Wusstest du, dass beide Filme denselben Kameramann hatten?», fragte Mordecai.

«Vittorio Storaro», antwortete ich.

«Er ist Italiener.»

«Ich weiß.»

«Man sieht es an den Farben.»

«Kann ich mir vorstellen.»

«Und Marlon Brando spielt auch in beiden mit. Versprich mir, dass du dir *Der letzte Tango in Paris* ansiehst. Ich kann ihn dir ausleihen, ich habe ihn zu Hause.»

«Cool.»



«Ihr beiden da hinten!» Mrs. Gibbs war das Warten leid.

Widerwillig schwammen wir wieder los, hin und her, ohne weiterzureden, wir hatten genug damit zu tun, den Kopf über Wasser zu halten, und Mordecai zog langsam davon, und als die Schulglocke endlich schellte und Mrs. Gibbs in ihre Trillerpfeife blies, lag er fast eine ganze Bahn vor mir. Er kletterte die Aluminiumleiter hinauf und setzte sich auf die Bank, während ich ein paar letzte kraftvolle Armbewegungen machte und energisch mit den Beinen strampelte, um zu ihm zu gelangen. Als ich endlich den Beckenrand erreichte, stand er auf und ging in Richtung Umkleidekabine, als hätte er gar nicht auf mich gewartet.

Mordecai war in Manhattan aufgewachsen. Lenox Hill, 66th Street, Ecke Madison, fünfter Stock; eine mit Möbeln vollgestellte Wohnung. Den Großteil des Inventars hatten sie zurückgelassen, als sie umzogen. Dinge, wie ich sie in meinen Briefen an Stig und Andri erfunden hatte, waren vor Mordecais Zeit auf Long Island tatsächlich Bestandteil seines Lebens gewesen. Er hatte sich im Central Park rumgetrieben und mit den Obdachlosen gekickt. Nachmittags war er durch die Straßen gestreift und hatte genau gewusst, wo es den besten Burger gab. Und die beste Hühnersuppe. Oder den besten Babka. Er hatte zwischen den Lichtern und Wolkenkratzen und Verrückten und den gelben Taxis gelebt, und jetzt wohnte er zehn Minuten mit dem Fahrrad von mir entfernt, weiter oben in der 10th Street, ein Jude in einem Teil von Long Island, wo die heidnische Mehrheit Menschen wie ihm gegenüber in der Vergangenheit nicht gerade freundlich eingestellt gewesen war. Mordecais Vater hatte bei Lehman Brothers gearbeitet, und die Familie war erst vor einigen Monaten hergezogen. Wenn

ich es richtig verstand, lebten sie immer noch aus ihren Umzugskartons, worüber die Mutter jeden Freitag in der Dämmerung klagte, wenn sie in dem Durcheinander immer verzweifelter nach ihrem Kerzenleuchter suchte, ausgelöst von einer ihrer, wie Mordecai es nannte, vorübergehenden Sabbatphasen. Was für eine Stelle der Vater genau bei der Bank gehabt hatte und warum sie die Upper East Side verlassen hatten und nach Garden City gezogen waren, erfuhr ich nie im Detail, aber genau wie unser Umzug hierher für keinen von uns einen Triumph darstellte, konnte man aus dem Ungesagten herausfiltern, dass Mordecais Vater wohl ein Problem mit seinem Taschenrechner gehabt haben musste. Und ich glaube, das war eines der Dinge, die uns so zusammenschweißten: dass keiner von uns darum gebeten hatte, hier zu landen, und trotzdem waren wir hier.

Wie auch immer, so fing es jedenfalls an. Als wir uns im Schwimmbad kennenlernten, waren wir schon beinahe eine Woche in dieselbe Klasse gegangen, und ich bin mir fast sicher, dass er mir bis dahin nicht aufgefallen war. Ganz im Gegensatz zu den meisten anderen. Während ich die erste Woche vor allem damit verbracht hatte, mich im Schulgebäude zurechtzufinden und unseren Stundenplan zu studieren, war Mordecai in derselben Zeit schon in den Asiatischen Verein (zur Förderung des Wissens über die einzigartige asiatische Kultur) eingetreten und außerdem in den Schachclub, den Börsenverein (zur Förderung des Wissens über den Aktienhandel) sowie in die Redaktion der I. W. D. I. A. (der vierteljährlich erscheinenden Literaturzeitschrift der Schule, die eine kleine Auflage und eine noch viel kleinere Leserschaft hatte und deren kryptisches, angeblich kapitalismuskritisches Akronym niemand mehr aufschlüsseln konnte, seit ihre Gründerin Margot Marschhausen im Winter 1971 nur wenige Tage vor dem Erscheinen

von Nr. 1 / Jahrgang 1 bei einem Skiunfall in Aspen ums Leben gekommen war). Mordecai war in meinen Augen ein überdurchschnittlich gut aussehender Typ (basierend auf dem Mittelwert aller männlichen Schüler, abzüglich der beiden brasilianischen Austauschschüler), was schon für sich genommen die Verweildauer der auf ihn gerichteten Blicke verlängerte, und er war zwar auch unterdurchschnittlich groß (noch einmal abzüglich der besagten Brasilianer), kompensierte dieses Manko aber durch tadellose Kleidung und Frisur. Ich hatte noch nie jemanden in meinem Alter gesehen, der mit einem so unerschütterlichen Selbstbewusstsein Hemd und Jackett tragen konnte, ohne dabei verkleidet oder spießig zu wirken. Vermutlich lag es auch daran, dass er seine Anzugjacken hauptsächlich in Secondhandläden gekauft oder von seinem Onkel geerbt hatte und seine Hemden immer ein paar Nummern zu groß waren und um ihn schlackerten. Und ich weiß noch, dass er braune Lederschuhe trug. Auch damit war er der Erste. Ein Vorreiter oder ein Penner, das lag im Auge des jeweiligen Betrachters. Aller ihm zuteilwerdenden Aufmerksamkeit zum Trotz kursierten aber auch einige Gerüchte über Mordecai, die weniger beneidenswert waren und zeitweise für derartige Diskussionen unter den Mitschülern sorgten, dass sie auch ihm nicht entgangen sein konnten. Mal betrafen sie seinen Vater und warum er nicht mehr für Lehman Brothers arbeitete, mal waren sie etwas vager, schienen jedoch mit einer Einbruchserie in diesem Sommer im Garden City Country Club und in ein paar Villen auf der Westseite zusammenzuhängen (unter anderem war die Kellertür der Hurley-Villa in der Kensington Road aufgebrochen worden, und im Anwesen der Familie Houston auf dem Whitehall Boulevard – wo sich eine der beiden Töchter nur acht Monate zuvor mit Schlaftabletten oder Kohlenmonoxyd, die genauen Um-

stände waren unklar, das Leben genommen hatte – stand eines Morgens ein Fenster im ersten Stock offen, bei verräterisch im Wind flatternden Gardinen und mit ebenso verräterischen Turnschuhabdrücken auf dem Teppich im Schlafzimmer). Und eine Reihe von Zeugen meinten, zu den fraglichen Zeitpunkten einen Typen in der Nähe beobachtet zu haben, dessen Beschreibung auf Mordecai passte. Doch niemand fragte ihn konkret danach. Nicht einmal ich. Soweit ich wusste, auch nicht die Polizei. Alles in allem glaubten wir wohl doch nicht ganz daran, weil wir es nicht wollten, aber auch weil wir uns nur schwer vorstellen konnten, was es dort überhaupt für jemanden zu holen geben sollte, der aus der reichsten Gegend Manhattans kam und sicher ein viel spannenderes Leben geführt hatte als jeder von uns. Wegen Mordecai trat ich schließlich auch dem Schwimmclub bei; er meldete uns an, damit wir uns auch in Zukunft in den Schwimmstunden nicht unter den Rest der Klasse mischen mussten und weil es, wie er sagte, ein besseres Licht auf die guten Schwimmer im Schulteam werfen würde, und ein besseres Licht war nie verkehrt. *Du weißt schon*, sagte er, *einige müssen ertrinken, damit die anderen oben treiben können*. Doch der eigentliche Grund, warum er uns auf die Liste setzte und uns auf diese Weise einen Platz in der Mannschaft sicherte, in der es ohnehin immer viele freie Plätze gab, war die Garantie, dass wir uns so regelmäßig trafen. Bevor wir uns sicher sein konnten, dass ein künstlich herbeigeführter Reiz nicht mehr nötig war.

Außerhalb des Schwimmbads sprachen wir nie über das Schwimmen.

Wir sprachen über alles andere.

Falls wir je eine Stopp-Taste gehabt hatten, war sie schon am ersten Tag kaputtgegangen.

Wir sahen bei mir zu Hause *Der letzte Tango in Paris*, und meine Mutter war sofort von Mordecai begeistert, als sie erfuhr, welchen Film er dabei hatte. *Ich habe ihn vor ewigen Zeiten einmal mit deinem Vater im Kino gesehen*, sagte sie und machte keinen Hehl daraus, dass sie sich gut vorstellen konnte, ihn ein zweites Mal anzuschauen, mit uns zusammen. *Er hat ihn überhaupt nicht verstanden*. Hinterher war ich heilfroh, durch irgendeine Bemerkung dafür gesorgt zu haben, dass sie stattdessen einkaufen ging. Ich wusste nicht genau, was ich von der Szene mit der Butter halten sollte. Oder überhaupt von dem ganzen Film, und Mordecai und ich diskutierten lang und breit darüber, ob Brando in Vietnam oder in Frankreich besser war; ich nannte seinen Film präntiös, Mordecai wiederum behauptete, dass *Apocalypse Now* am Anfang und Ende Längen hätte, und erklärte, wie Storaros Verständnis von Francis Bacons Kunst die Kameraführung und die orangen und beigebraunen und rosa Nachmittagsfarben in *Der letzte Tango in Paris* geprägt hatte; wir vertieften uns in Pauline Kaels legendäre Kritik des Films und verstrickten uns in komplizierte Diskussionen über die besten und wichtigsten Filme und Bücher, die der eine von uns gelesen hatte und die der andere lesen *musste*; und über Musik, wir spielten einander Platten vor und spannen Verbindungslinien zu den Büchern und Filmen, die wir gerade erwähnt hatten, wir verknüpften Norwegen mit den USA und Europa und der ganzen Welt, wir mühten uns ab, durch unser Geflecht einen Sinn zu erzeugen, und ich glaube, keiner von uns hatte schon einmal jemanden getroffen, mit dem er so ewig über diese Themen reden konnte, ohne dass der andere den Blick gesenkt hätte und nach dem Ausgang schielte, jedenfalls nicht so detailliert und eingehend, mit einer solch einvernehmlichen Geduld und gemeinsamen Gier und der ungeteilten Meinung, dass

es die Details waren, die zählten, die winzigen Momente und Augenblicke. Ich hätte behaupten können, es war, wie zum allerersten Mal gehört und gesehen zu werden, aber so war es nicht. Es war wie sehen und hören, einer *anderen* Person wirklich *zuzuhören*, alle erdenklichen Informationen aus ihr herauszufiltern und die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu studieren und so sich selbst zu konstruieren, Stück für Stück, auf eine ganz andere Weise als mit Stig und Andri; wir waren uns fast immer einig gewesen, waren uns ähnlich gewesen. Ich hätte mir keine besseren Freunde als sie erträumen können, damals, aber die Gespräche mit Mordecai verlangten einen ganz anderen Grad an Konzentration, sie erinnerten an die Diskussionen, die meine Mutter mit ihren Freundinnen im Laden geführt hatte, sie transportierten das gleiche Gefühl, dass alles wichtig war, dass es jetzt darauf ankam, hier und jetzt, dass alles um uns herum hellauf entbrannt war und es keine Möglichkeit gab, die Flammen zu löschen oder einzudämmen, man musste sie auf das ganze Haus übergreifen lassen, und wir merkten beide, wie wir daran wuchsen, an all den Informationen wuchsen, die in der Luft herumwirbelten, und wie die Stunden zu Nachmittagen und Abenden wurden, an denen wir alles diskutierten, debattierten, beleuchteten und analysierten; wir schrieben das Grundgesetz neu und verfassten neue Unabhängigkeitserklärungen. Ich weiß noch, wie trocken meine Kehle war, wenn Mordecai nach Hause radelte oder ich oder wir uns an irgendeiner Straße in Garden City trennten, nachdem wir durch die Gegend gezogen waren, viel zu lange, hier und da, ohne Sinn und Ziel oder eine Ahnung, wohin es uns verschlagen hatte, nur um am nächsten Morgen mit dem heftigen Verlangen aufzuwachen, unbedingt an genau dieser Stelle wieder anzuknüpfen, so sehr, dass ich manchmal den Impuls verspürte, mich sofort aufs Rad

zu schwingen, versessen darauf, schnellstmöglich loszuwerden, was auch immer mir auf der Seele brannte, Mordecai zu erwischen, bevor er zur Schule kam, ihm den Weg abzuschneiden und etwas zu sagen wie *ich habe über das nachgedacht, worüber wir gestern gesprochen haben, und die Sache ist die ...* Und so weiter. Es war wie Verliebtsein. Ich redete auch in einer Tour von ihm, Mordecai sagt dies, und Mordecai meint das, und das Schöne war, dass sich meine Mutter in keiner Weise darüber lustig machte, im Gegenteil, sie gab sich die größte Mühe, mir in Mordecais Abwesenheit den Gesprächspartner zu ersetzen, ich glaube, sie tat es gern, und in vielerlei Hinsicht waren es auch ihre besten Tage seit dem Umzug. Endlich hatte auch sie jemanden, mit dem sie reden konnte (Mordecai trank oft einen Kaffee mit ihr, wenn wir uns verabredet hatten, manchmal hörte ich es klingeln, und erst eine Viertelstunde später kam er mit einem fast leeren Becher die Treppe hinauf), und wenn ich eines bereue, dann dass ich meine Mutter nach und nach an den Rand drängte. Die Zeit war einfach zu knapp, um drei Stimmen Gehör zu verschaffen, und der Gedanke macht mich fertig, dass sie es vielleicht schon damals wusste, ganz am Anfang, wenn sie dort mit ihrem frischgebrühten Kaffee saß, an den Nachmittagen oder Abenden, an denen Mordecai verhindert war, dass sie dort zusammen mit mir saß und wusste, dass sie sich mit jeder weiteren Minute unaufhaltsam dem Augenblick näherte, an dem wir keine Zeit mehr für sie haben würden. Ich glaube, sie beneidete mich, wenn ich gegen sechs, nach dem Abendessen, das Haus verließ, ohne einen bestimmten Plan zu haben, einfach nur rausging, und sie beneidete mich darum, immer als ein etwas anderer zurückzukehren, mit noch mehr Dingen, die wichtiger, klarer, entscheidender geworden waren, mit Gepäck, das jeden Tag in schöner Weise schwerer wurde, und einem

Glücksgefühl darüber, gleich zu Beginn des Schuljahres jemanden kennengelernt zu haben, und mit der Euphorie über all die Zeit, die noch vor uns lag. Ich glaube, sie beneidete mich darum, unbesiegbar zu sein, der am wenigsten einsame Mensch in ganz Amerika, und sie hasste die Gewissheit, dass so etwas nie für immer war, weil, lange bevor man es für möglich hielt, der Tag käme, an dem Seelenverwandter ein Wort war, das man nur noch benutzte, um nett zueinander zu sein, und nicht weil es uneingeschränkt stimmte, weil der Tag käme, an dem es niemanden mehr gab, mit dem man davonradeln konnte, oder nicht mehr genug Zeit dafür blieb. Der Tag, an dem niemand mehr zu Hause war. Was für eine Angst sie gehabt haben musste, dass auch ich es irgendwann einsehen würde: Früher oder später wurde alles zu Dreck.

Mordecai und ich trainierten in diesem Herbst an zwei Nachmittagen in der Woche mit dem Schwimmteam unserer Schule, und jeden dritten Samstag im Monat fanden regionale Wettkämpfe statt. In meiner Erinnerung sind diese Tage in einen Dunst aus Chlor gehüllt, den man einfach nicht loswurde, selbst die Industrieseife, die mein Vater vom Bodenpersonal in JFK mitbrachte und die auf der Haut brannte, kam dagegen nicht an. Ich erinnere mich an den Chlorgeruch und daran, wie uns das Geräusch der Welt entgegenschlug, wenn wir aus der hypnotischen Stille des Wassers auftauchten, aus den Umkleidekabinen kamen und auf die Straße hinaustraten. Es war jedes Mal aufs Neue unheimlich. Wir standen an den Fahrradständern und brüllten uns an. An einigen Wettkämpfen nahmen wir mit einem gewissen Enthusiasmus teil, die vielen Medaillen und wackeligen kleinen Pokale, die allenfalls eine kleine Anerkennung für einen ehrenwerten Einsatz darstellten, habe ich längst weggeworfen oder verschlampt. Für die meisten Zuschau-



er waren solche wie wir lediglich Zeitverschwendung, sie warteten auf den Auftritt der richtigen Stars, jenen Schwimmern, die, seit sie denken konnten, fünf Mal in der Woche hart trainierten und jedes Härchen an ihrem Körper abasierten, um widerstandslos durch das Wasser zu gleiten. Die Schwimmer, die am Horizont schimmerten, waren auf der Jagd nach den Ivy-League-Stipendien, sie schossen wie Torpedos durchs Becken, und der Applaus brandete mit ihrer Heckwelle auf; solche wie wir waren ihnen nur im Weg, und einige Zuschauer lasen während unserer Starts Zeitung oder erschienen erst, wenn wir fertig waren. Es gab aber auch Leute, die kamen, obwohl sie keine Ahnung hatten, wie ein guter Butterfly aussah, und denen die Ergebnisse egal waren. Die kamen, um die Schwimmer zu sehen, nicht das Schwimmen. Sie machten kein großes Aufhebens um sich, und sie waren nicht besonders zahlreich - vor allem wenn man die beiden älteren Typen in den Allwetterjacken abzog, die immer in der letzten Reihe saßen und uns mit ihren Blicken besudelten, bis ein Wachmann sie daran erinnerte, dass sie hier nicht erwünscht waren -, aber es gab sie.

Eine von ihnen war Alison.

Sie tauchte an einem Februartag im Jahr 1992 auf, ich weiß noch, dass Stanley sie entdeckte, während wir auf unseren Start warteten, und sagte: «Seht ihr die dadrüben mit den braunen Haaren? Möchte jemand ein Kaugummi?»

Er riss eine Packung auf und reichte sie an uns weiter, Sean, Nate, Mordecai und mich, aus irgendeinem Grund sollte es gut sein, etwas zu kauen, bevor man ins Becken sprang. Ich glaube, in unserem Fall hielt sich die Wirkung in Grenzen.

«Wen meinst du?», fragte ich und schaute zur Tribüne hinauf.

Stanley steckte sich drei Juicy Fruit auf einmal in den Mund. «Hinterste Reihe. Die Dritte von links. Das ist Alison ...»

Fünf Bademützenköpfe drehten sich gleichzeitig um und starrten sie an.

Sie sah gut aus. Umwerfend hübsch, ohne tussihaft zu sein oder sich anzubiedern, weder besonders anmutig noch affektiert, für den Geschmack europäischer Modedesigner, die androgyne Anorektikerinnen bevorzugen, mindestens zwei Kilo zu schwer, aber trotzdem nicht so vulgär wie die Ladys in der Swimsuit Illustrated, sondern eine amerikanische Import-Schönheit, das Ergebnis eines komplizierten transkontinentalen Projekts, ein lateinamerikanisch-osteuropäisches Kolloquium, sie hockte ziemlich gekrümmt da, wie ein Truckfahrer, der seinen letzten Hotdog verschlingt, bevor er sich wieder auf den Weg macht, und ihr langes, dunkles Haar sah sogar aus der Ferne so weich aus, dass man sofort an eine ganze Badewannenladung von Haarpflegeprodukten dachte, die deutsche Experten in Geheimlaboren oder auf Alpenwiesen entwickelt hatten, vielleicht war ihr Haar aber auch von Natur aus schön, *einfach so*, von allein, ohne Brimborium und tägliche Prozeduren, von einer solch makellosen Beschaffenheit, dass selbst erfahrene Friseure den Kopf schüttelten, wenn sie zur Tür hereinkam, und ihr eine kostenlose Kur und unzählige Proben anboten, weil es ihnen eine Ehre war, ausnahmsweise einmal mit einem so perfekten Rohstoff zu arbeiten; sie war natürlich schön und wusste es auch, trotzdem war nichts zufällig an der Art, wie sie ging und stand und sich kleidete, die auffällige, knallblaue Sportjacke mit dem Phantasiewappen auf der Brust, das den Blick auf ebendiesen Körperteil lenkte, die braune Cordhose, die ihre weißen Turnschuhe leuchten ließ und von denen aus die Aufmerksamkeit wieder zu ihrem Gesicht wan-

derte, in einer Endlosschleife; sogar ihre Frisur war locker, fast schon verlottert, ein nachlässig gebundener und viel zu hoher, schon in Auflösung begriffener Pferdeschwanz, und das mit Absicht, ihre Bewegungen wirkten beinahe einstudiert, so kalkuliert und berechnend, dass sie ihr fast die Natürlichkeit raubten, die sie nichtsdestotrotz ununterbrochen ausstrahlte, ihr ganzes Erscheinungsbild war äußerst verwirrend; sie sah nicht gefährlich oder unnahbar aus, sondern sympathisch, auf eine beinahe verdächtige Weise hübsch, und wir vier Jungen, die sie gerade zum ersten Mal in der feuchten Schwimmhalle erblickten, kamen nicht über das Mysterium hinweg, dass sie uns - im Gegensatz zu Stanley - noch nie aufgefallen war, denn wenn man sie erst wahrgenommen hatte, konnte man sich unmöglich vorstellen, wie man sie je hatte übersehen können, sie glich keiner anderen, und selbst in einer Gruppe von Hunderten Menschen hätte man sie innerhalb von Sekunden ausmachen können; sich in sie zu verlieben, wäre beinahe zu nahe liegend, zweifellos war sie für viele Jungs die Hauptattraktion schlafloser Nächte und heimlicher Aktionen unter der Bettdecke, selbst für jene mit etwas kultivierteren und längerfristigen Vorstellungen von der Liebe, und vermutlich, so könnte man sich denken, auch für das ein oder andere Mädchen.

Und ich war gegen ihre Wirkung ebenfalls nicht immun.

Sie sah aus, als würde sie sich zu Tode langweilen, die ganze Zeit musterte sie ihre Finger oder spielte mit ihren Haaren oder starrte ausdruckslos auf die große Uhr an der gegenüberliegenden Wand des Schwimmbads.

Bis wir an der Reihe waren.

Da richtete sie sich auf, und während ich mich durch meine Bahn kämpfte und Mühe hatte, zu Mordecai aufzuschließen, als wir in Schieflage kraulend um den letz-

ten Platz rangen, konnte ich gerade noch sehen, dass sie jede unserer Bewegungen verfolgte. Ich schluckte Unmengen Wasser und verlor die Konzentration schließlich ganz. Kam als Letzter ins Ziel. Und als wir endlich aus dem Becken geklettert waren und nach Luft japsend auf dem Rücken lagen, tat sie, was niemand zu hoffen gewagt hatte. Sie kam zu uns hinunter, und für eine lange Sekunde standen alle Möglichkeiten offen, alles konnte geschehen, und für einen kurzen Moment konnte ich es sogar vor mir sehen, jedes winzige, unbedeutende Detail von dem, was da kommen mochte. Dann war der Augenblick vorbei, und sie stellte sich breitbeinig über Mordecai.

«Hallo», sagte sie.

«Hallo.»

«Hast du heute Abend schon was vor?»

«Nein.»

«Lust, was zu unternehmen?»

«Warum nicht», antwortete Mordecai lässig.

«Gut. Ich heiße Alison.»

«Mordecai.»

«Ich weiß.»

Mit diesen Worten kam Mordecai zu seiner ersten Freundin, und unzählige Schüler der Garden City High hätten sich daraufhin am liebsten sofort in der Dämmerung auf dem Cross Island Parkway vor ein Auto geworfen. Aber es wunderte niemanden, dass sie ein Paar wurden; sie hatten beide tolles Haar.

Als unmittelbare Konsequenz aus dieser neuen Konstellation verbrachten wir noch mehr Zeit mit Sport. Unsere Abende zu Hause bei mir oder bei Mordecai wurden seltener und waren allenfalls kleine Abweichungen von dem neuen Rhythmus, zu dem wir jetzt beide tanzten. Wir schwammen nicht nur, sondern saßen uns bei den Lacrosse-Spielen der Mädchenmannschaft, in der

Alison und die meisten ihrer Freundinnen spielten, regelmäßig unseren Hintern auf der Tribüne platt, und während wir weiterhin talentfreie Wassermänner blieben, wurde das Lacrosse-Team Jahr für Jahr zu einer der besten Highschool-Mädchen-Mannschaften des Landes gekürt und gewann die B-Meisterschaft des Staates New York. Wir mussten einfach nur sitzen bleiben und dabei zuschauen. Ich sah Alison weiterhin an, aber jetzt, wo sie mit Mordecai zusammen war, mit anderen Augen, aus der Ferne schwärmend und seinetwegen glücklich. Ich unternahm ehrliche Anstrengungen, mich zu entlieben, und bemühte mich, nach anderen Mädchen Ausschau zu halten. Es war nicht gerade einfach. Alison war *second home* in der Mannschaft, eine Art Stürmerin, so viel stand fest, davon abgesehen war Lacrosse eine merkwürdige Sportart, die weder Mordecai noch ich ganz durchschauten. Aber wir klatschten und jubelten an den richtigen Stellen und konnten aus fünfzig Meter Entfernung mit fünfundsiebzigprozentiger Trefferquote einen Baseball von einem Lax-Ball unterscheiden.

Doch nichts währt ewig, und der Langzeiteffekt dieser Überdosis Alison war, dass ich eines Tages die Nase voll hatte. Vom Lacrosse, vom Tribünenhocken, von ihren Freundinnen, die nicht gerade nett waren und immer ironisch hoch drei, sodass man sich auf den Kopf stellen und um mehrere Ecken denken musste, um sie zu begreifen, und diese obligatorische Phrasendreschelei nach dem Spiel, bei der sich Mordecai und Alison umschlungen hielten, ging mir auch auf die Nerven: *Ihr wart gut heute/ nee, wir haben doch gar nix auf die Reihe gekriegt/ doch, ihr wart super/ hast du das letzte Tackling gesehen?/ ich sag doch, ihr wart gut/ oh Mann, wir waren wirklich sowas von sauschlecht/ das kannst du doch nicht ernst meinen/ schon mal was von Ironie gehört?/ oh.*

Wahrscheinlich genügt diese Kostprobe, um sich vorzustellen, wie ermüdend es war, wirklich dabei zu sein.

Nach und nach hatte ich auch von Alison die Nase voll, ich hatte sie zu oft angeglotzt und mich zu häufig dabei ertappt, wie ich träumte, sie würde sich neben mich setzen, wenn Mordecai gerade abgelenkt war, und sagen: *Du weißt, dass ich eigentlich dich will, oder?* Und insgeheim betete ich, dass sie wenigstens einmal einen Bad Hair Day haben oder urplötzlich mit ihren Eltern verreisen würde, damit Mordecai und ich wieder ein bisschen Zeit für uns hätten. Ich ging nicht mehr zu den Spielen. Mordecai rief mich an. *Nein. Vielleicht komme ich später nach*, sagte ich. *Nächstes Mal*, sagte ich. Ich zögerte es hinaus. Ich hatte keine Lust. *Weiß nicht so richtig. Vielleicht, wenn ich es schaffe*. Ich hatte nie etwas anderes vor. Trotzdem war die Zeit ein Problem. Zeit war schon immer ein Problem gewesen. In die eine oder andere Richtung.

Jedes Mal wartete ich darauf, dass Mordecai sagen würde *na gut, dann lass ich das Spiel auch sausen und komme stattdessen zu dir*. Aber er tat es nicht. Ich verstand ihn gut, obwohl ich bis zuletzt hoffte, dass er ein bisschen Zeit abzwacken würde, für Tage und Abende, wie wir sie früher verbracht hatten, aber es schien, als wären wir nicht länger gleichgesinnt, und wenn ich Pläne schmieden wollte, fiel es ihm plötzlich schwer, sich festzulegen. *Glaub schon*, sagte er, *ich muss vorher noch mit Alison reden, aber es sollte eigentlich klappen*. Und die Enttäuschung war groß, wenn er dann mit ihr im Schlepptau an unserem vereinbarten Treffpunkt auftauchte.

Oder überhaupt nicht auftauchte.

Ich hockte in meinem Zimmer – auf dem kleinen Zweier-Sofa, das mein Vater und ich, nur wenige Tage bevor Mordecai und Alison einander fanden, gekauft hat-

ten – und wartete vergebens. Eigentlich hatten wir es gekauft, damit die Leute nicht mehr auf dem Boden oder auf dem Bett sitzen mussten, wenn sie mich besuchten. Wenn Mordecai mich besuchte. Das Sofa war noch fast unbenutzt. Normalerweise stapelte ich Bücher darauf, um darüber hinwegzutäuschen, dass niemand dort saß.

Doch an dem Abend, an dem Mordecai nicht auftauchte, hatte ich es freigeräumt. Ist es eigentlich merkwürdig, dass ich mich nicht mehr daran erinnern kann, was wir an dem Tag vorhatten? Es ist nicht mal gesagt, dass es etwas Besonderes war. Vielleicht wollten wir einfach nur Musik hören oder reden und in fliegendem Wechsel am offenen Fenster Zigaretten rauchen, so viele, dass meine Mutter am Ende aus dem Wohnzimmer rief *vergiss nicht, zu lüften, Max*. Aber ich erinnere mich, dass wir die Verabredung fast eine Woche im Voraus getroffen hatten und sie wichtig für mich war. Und es viel zu besprechen gegeben hätte. Und er nicht kam. Daran erinnere ich mich. Daran und dass meine Mutter Limonade und eine Schale mit Keksen in der Küche auf die Arbeitsplatte gestellt hatte und beides unangerührt blieb. Und meine Mutter aus dem Wohnzimmer fragte:

«Hattest du nicht gesagt, Mordecai wollte kommen? Oder war das nicht heute?»

Ich konnte mich nicht überwinden, zu ihr hineinzugehen.

«Nein, war nicht ganz sicher», antwortete ich.

«Was hast du gesagt?»

«Wir hatten nur kurz darüber gesprochen.»

«Ich habe euch Limo rausgestellt.»

«Das sehe ich.»

«Was?»

«Das. Sehe. Ich. Danke.»

«Kann es sein, dass er schon länger nicht mehr hier war? Mordecai, meine ich. Hat er etwa eine Freundin?»

«Mehr oder weniger.»

«Wie bitte?»

«Mehr oder weniger», wiederholte ich. «Bist du neuerdings schwerhörig?»

«Nein, und wenn du einfach ins Wohnzimmer kommen würdest, um dich mit mir zu unterhalten, wie es normale Menschen tun, müssten wir auch nicht durchs ganze Haus schreien.»

Ich ging in den Flur und rief Mordecai an. Er war nicht zu Hause. Mrs. Weintraub, seine Mutter, die immer derart leise sprach, dass man den Hörer ans Ohr pressen musste, bis es weh tat, und sich auf jedes ihrer dahingeflüsterten Worte konzentrieren, wisperte, er sei mit einem Mädchen unterwegs. Ich meinte, einen gewissen Stolz aus ihrer Stimme zu hören. Aber ich kann mich auch verhört haben. An diesem Tag waren alle schwerhörig. Es war unerhört. Dann dachte ich, sie hätte aufgelegt, und wollte gerade dasselbe tun, als ich erneut ein Flüstern vernahm.

«Wie bitte?»

«Ich habe gefragt, ob ich ihm ausrichten soll, dass er dich zurückruft, wenn er wieder nach Hause kommt?»

«Nein», antwortete ich. «Nicht nötig.»

Anschließend sagte sie nichts mehr. Soweit ich hören konnte.

Am nächsten Morgen radelte ich schon zeitig zur Schule, diesmal aber nicht, weil ich dringend weiter über etwas reden wollte, was ich gelesen oder gehört hatte. Ich begegnete ihm am Ende vom Rockaway.

«Wo zum Teufel hast du gesteckt?»

Mordecai sah müde aus. Und verwirrt.

«Wie meinst du das?»

«Gestern? Ich habe auf dich gewartet.»

«Oh ... Mist, ich ... sorry. Ich ...»

Er wirkte plötzlich verzweifelt.



«Macht nichts», sagte ich. «Wie sieht es heute Abend aus?»

Die Verzweiflung breitete sich bis zu seinen Händen aus, die den Fahrradlenker umklammerten.

«Was ist denn los?»

«Nichts ... bin nur kaputt.»

«War spät gestern, oder?», feixte ich. «Oder besser früh?»

«Nee, es ist eher ...»

«Also? Was ist mit heute?»

«Ich glaube ... oder, nein ... eigentlich steht schon fest, dass ich mit Alison ins Kino gehe. Hab vergessen, dass ich es ihr versprochen habe ... aber du kannst natürlich gern mitkommen.»

«Was wollt ihr euch denn ansehen?»

«*Basic Instinct.*»

«Nee, danke. Ich bleibe lieber zu Hause.»

In meiner Naivität nahm ich an, dass es eine Ausnahme gewesen war, eine Abweichung, und dass Mordecai, in seinem relativ frischverliebten Zustand – und mit einer beschränkten Aufnahmefähigkeit im Hinblick auf alles Unalisonische –, unsere Verabredung schlichtweg verschwitzt hatte. Aber im Frühjahr kam es wieder vor, und das Muster wiederholte sich so oft, dass selbst das schlichteste Gemüt kapiert hätte, was Sache war. Wir schmiedeten Pläne, und Mordecai sagte im letzten Moment ab, oder wir trafen uns bei ihm oder bei mir oder irgendwo in der Mitte, konnten aber nicht mehr so miteinander reden wie früher, wir liefen gegen eine Wand, unsere Gespräche waren zäh, aufgesetzt und gezwungen, sie holperten vor sich hin, ohne irgendeinen Gewinn oder eine gegenseitige Erhellung mit sich zu bringen. Wir taten, als wäre nichts, und unterhielten uns weiter, suchten jedoch in jedem Satz, den der andere aussprach,

nach versteckten Vorwürfen und Mehrdeutigkeiten. Und keiner von uns wollte der Erste sein, der das Thema Alison anschnitt.

Mangels substanzieller Themen redeten wir neuerdings sogar über das Schwimmen, über Techniken und Ergebnisse, über die Fortschritte, die wir nicht machten. Das war neutrales Gebiet, ein rhetorisches Niemandsland, und wir verdünnten es so lange, bis es kein Tröpfchen Chlor mehr enthielt, das wir nicht herausgefiltert und diskutiert hatten. Dann deutete Mordecai Anfang Juni an, dass er überlege, im Herbst aus dem Schwimmteam auszutreten. Oder sich eigentlich sogar schon ziemlich sicher war. Die Entscheidung im Grunde schon getroffen sei, wenn er genauer darüber nachdachte, wie er auf mein Nachhaken hin zugab. «Es wird mir zu stressig», sagte er, «mit Alison. Und mit den anderen Vereinen und so weiter. Nächstes Jahr werde ich Herausgeber des I. W. D. I. A., sie brauchen jemand Neues. Irgendwie ist es sinnlos geworden. Sich im Wasser abzukämpfen, meine ich.»

Und damit wurde es auch sinnlos, über das Schwimmen zu reden.

Mordecai und mir waren die ungefährlichen Themen ausgegangen, und als wir in der letzten Nacht vor den Sommerferien rauchend auf der Treppe vor dem Haus in der Roderick Lane saßen, wo Nicole eine Klassenparty für weit mehr als nur unsere Klasse gab und die Gästeschar noch größer war als von ihr befürchtet, kam es mir so vor, als würden wir plötzlich französisch sprechen, nur dass weder er noch ich die Sprache beherrschte und keiner von uns ein Wort von dem verstand, was der andere sagte; uns blieb nichts anderes übrig, als mit den Schultern zu zucken und vieldeutig zu grinsen.

Gegen zwei Uhr gingen wir ein Stück zusammen nach Hause, betrunken, das ja, so gleichgültig und halbherzig,

wie man als Fünfzehnjähriger eben betrunken sein kann, aber ohne ein Fitzelchen von dem Spaß, der eigentlich damit verbunden sein sollte, und nuschelten einander unsere Sommerpläne vor. Mordecai würde zunächst wie immer nach Maine ins Ferienlager fahren und anschließend wahrscheinlich gemeinsam mit seinen Eltern eine Woche in den Hamptons verbringen. Danach hatte er rein gar nichts vor, er wollte sich einfach nur treiben lassen in Garden City, zusammen mit Alison. Er sagte auch etwas darüber, was sie plante, irgendetwas mit Mailand, und dass ihr Vater jemanden kannte, der jemanden kannte, der dort ein Haus hatte, oder so ähnlich, an einem See, und vielleicht war es auch gar nicht Mailand, sondern nur ein Ort in der Nähe, und da wollten sie wohl hinfahren, und wenn sie, wann auch immer, zurückkämen, wären ihre Pläne genauso unbestimmt wie seine.

Ich erzählte auch, wohin ich fahren würde, nach Florida, wieder einmal, schrieb die Telefonnummer des Hotels in Daytona Beach auf und reichte ihm den Zettel. Mordecai kritzelte seine Nummer darunter, riss das Papier in der Mitte durch und gab mir eine Hälfte zurück.

«Wir telefonieren, okay?», sagte ich.

«Machen wir», antwortete er. «Dann schöne Ferien.»

«Bis zum Herbst.»

«Ja, bis dann.»

Daytona. Es war ein Sommer in Wiederholung. In der ersten Woche fuhren wir für ein paar Tage nach Orlando, gefolgt von einigen Tagen in Miami und Fort Lauderdale, an die sich anschließend keiner von uns gern erinnern sollte, und die übrige Zeit lagen wir wie gelähmt am Daytona Beach, wo das große Gesprächsthema unter Touristen und Ortsansässigen die fünf Meter hohe Monsterwelle war, die Anfang Juli völlig unerwartet und ohne Erklä-

rung die Strände Daytonas überspült, Segelboote in parkende Autos geschleudert, Hunderte Menschen verletzt und Gebäude beschädigt hatte. An mehreren Stellen waren die Aufräumarbeiten immer noch in vollem Gang, einige Restaurant- und Ladenbesitzer besserten ihre Fußböden aus und verbarrikierten den unteren Teil der Fassaden mit Sandsäcken, für den Fall, dass eine neue Flutwelle käme, und die Touristen wussten nicht genau, schämten sich ein bisschen für ihre Dummdreistigkeit, als sie sich schon tags darauf wieder in ihre Liegestühle pflanzten und ihre Sonnenschirme öffneten und weiter die Ferien genossen, die sie schon so lange im Voraus gebucht und auf die sie sich den ganzen Winter über gefreut hatten.

Ich tat dasselbe wie schon in Tampa; sobald es mir auf die Nerven ging, mit meinen Eltern und Ulrikke ölgötzenhaft am Strand zu liegen, machte ich lange Spaziergänge durch die Straßen oder am Strand entlang. Ich flanierte auf der Promenade auf und ab, setzte mich auf jede Bank, verspielte meine Münzen am Flipper und an den anderen ramponierten Spielautomaten und inspizierte jede einzelne Ware, die es in den Läden zu kaufen gab. Ich fuhr mit dem Riesenrad, sechs Mal hintereinander. Die Aussicht von ganz oben tauchte Daytona Beach in ein vorteilhafteres Licht. Ich fuhr mit der klapprigen Achterbahn, lauschte in den Kurven besorgt dem Quietschen der Bolzen und war fest davon überzeugt, dass sich die ganze Anlage seit ihrer Glanzzeit in den fünfziger Jahren klammheimlich allen Sicherheitsprüfungen und Instandsetzungen entzogen hatte. An den Schießbuden verlor ich mein Geld noch vor der Überzeugung, dass ich einen Volltreffer landen würde, ich schwamm ein bisschen vor mich hin, trainierte einige Butterflyübungen, die ich nie richtig beherrscht hatte. Ich las ein paar Bücher, aber noch häufiger starrte ich an die Wand.

Von Mordecai hörte ich nichts.

Ich versuchte mehrmals, ihn von der Telefonzelle an der Strandpromenade aus zu erreichen, aber wenn ich im Ferienlager anrief, wusste nie jemand, wo er gerade steckte, und in den Hamptons und bei ihm zu Hause in Garden City meldete sich keiner. Ich hinterließ Nachrichten.

Er rief kein einziges Mal zurück, erst in der letzten Woche ließ er von sich hören; ich war gerade aus der Dusche unseres Hotelzimmers gekommen und wollte ins Restaurant gehen, um dort meine Eltern und Ulrikke zu treffen, die schon vorgegangen waren.

«Hallo», sagte ich.

«Wie geht's?» Er klang, als wäre er ganz weit weg.

«Gut. Und dir?»

«Gut.»

«Schöner Sommer.»

«Schön.»

«Und du ... hängst mit Alison rum?»

«Ab und zu.»

«Läuft es gut?»

«Ja, ganz gut. Und bei dir?»

«Gut.»

«Gut.»

«Okay.»

«Du, ich muss leider los. Essen.»

«Ja, ich auch.»

«Ja.»

Nachdem ich aufgelegt hatte und in einem ordentlichen Hemd und Sandalen über die Straße zu dem Fischrestaurant latschte, das mein Vater als elegant und zeitlos beschrieben hatte, kam sie endlich, die große Ernüchterung. Sie hatte nichts mit dem überwältigenden Einsamkeitsgefühl zu tun, das mich im ersten Jahr in Amerika befallen hatte, es war, als wäre auch meine

Angst erwachsener geworden; ich war einfach nur wütend. Und verzweifelt. Es war so was von erniedrigend. Armselig! Armselig! Armselig. Wenn er so sehr damit beschäftigt war, dieses Mädchen zu befummeln, dann bitte - ich würde mich ihm jedenfalls nicht in den Weg stellen. Ich hoffte, sie bekäme Herpes, einen plötzlichen, furchterregenden Ausbruch, während Mordecai und sie gerade akrobatisch ineinander verschlungen bei ihr zu Hause auf dem Sofa lagen. Ich hoffte, sie würde stürzen und sich verletzen, wünschte ihr rekonstruktive Chirurgie und lebensnotwendige Rhinoplastik, damit sie wieder atmen konnte. Meine Liste an Verwünschungen wurde immer länger, ich erinnere mich kaum noch an das Essen, kaum an die nächsten Tage, ich weiß nur, dass ich die ganze Zeit wütend war, verzweifelt, unausstehlich und deshalb am Ende die ganze Zeit allein blieb und abends ohne die anderen auf dem Hotelzimmer aß, nachdem ich mitten beim Verspeisen des Tagesfangs in dem von meinem Vater ausgewählten Restaurant - das ebenso wie die meisten anderen, die er noch aus der Zeit kannte, als er hier gelebt hatte, nicht mehr dem früheren Standard entsprach - ausgeflippt war und gebrüllt hatte, ich hätte keine Lust mehr, in einem Restaurant nach dem anderen zu hocken und zu verschimmeln und so zu tun, als wären wir eine glückliche Familie, obwohl wir es ganz eindeutig, ohne den leisesten Zweifel, nicht waren, ja, nicht einmal eine zufriedene Familie, sondern nur eine, die so tat, als ginge es ihr gut, und so tat, als wäre unser Vater nicht die ganze Zeit weg, und so tat, als hätte meine Mutter ein zutiefst erfülltes Dasein, und das sei das Schlimmste, sagte ich, das Erniedrigendste und Erbärmlichste, dass wir einander nicht einmal eingestehen könnten, dass diese ganze Scheißidee nicht funktioniert hätte und es uns in diesem Land schlechter gehe, als wir es uns je hätten träumen lassen - und außerdem, fügte

ich hinzu, weil es das Schlimmste war, was mir einfiel: *Florida ist ein Loch. Die Einzigen, die sich hier wohlfühlen, sind alte Knacker und Pädophile. Und ihr.*

Als Ulrikke am Abend ins Hotel kam, redeten wir kaum miteinander. Ich tat so, als würde ich interessiert einen Film schauen, und beachtete sie nicht. Aber ich wusste es zu schätzen, dass sie wiederum so tat, als wollte sie den Film ebenfalls sehen, und sich neben mich aufs Sofa setzte und sich auch nicht über mein ununterbrochenes Gequalme beschwerte. Ich wusste es zu schätzen, dass sie mich anlächelte, als sie sich neben mich setzte, und nicht von mir erwartete, dass ich zurücklächelte. Zusammen hörten wir, wie sich unsere Eltern im Nebenzimmer stritten, bis Ulrikke den Ton aufdrehte oder ein Fenster öffnete, damit sich die Vorwürfe, die sie einander machten, mit dem Verkehrslärm und der Brandung mischten.

Wieder nach Garden City zurückzukehren, war allerdings noch schlimmer. Ich rief Mordecai nicht an, um mich zu erkundigen, ob auch er wieder zu Hause war. Es interessierte mich nicht die Bohne. Wobei, das war gelogen. Ich wünschte, es wäre so gewesen; doch das Gegenteil war der Fall. Paranoid und vor Eifersucht kochend, radelte ich durch die Gegend und suchte die Straßen nach ihm ab, nachmittags und abends patrouillierte ich auf den Wegen, die wir normalerweise einschlugen, in der absurden Hoffnung, ihm dort zu begegnen, mit Alison oder einem der anderen Freunde von der Literaturzeitschrift oder dem Schachclub oder dem Asiatischen Verein oder womit er verdammt noch mal so wahnsinnig beschäftigt war. Doch ich traf ihn nicht. Und so fing ich an, in die Fenster der Leute zu glotzen, radelte an Alisons Haus vorbei und spähte dort, wo ich ihr Zimmer vermutete, nach Lebenszeichen, zutiefst überzeugt,

dass Mordecai dort drinnen saß und es sich gutgehen ließ.

Plötzlich hatte ich gar keine Freunde mehr. Wie schnell das ging. Es war ein seltsamer Zustand. Seltsam traurig. Aber ich fühlte mich nicht einsam. Spürte nicht einen Hauch von Selbstmitleid, sondern nur, dass ich es leid war, einen neuen Versuch zu unternehmen. Ich wollte es einfach nur durchstehen, ohne mich mehr als nötig anzustrengen. Den Kopf einziehen und in Bewegung bleiben. Im Boot bleiben. *Drei Jahre*, dachte ich, während ich vergeblich und ziellos durch die Gegend radelte, um mir Gewissheit zu verschaffen über das, was ich nicht wissen wollte, *drei Jahre, und dann gehe ich zurück. Nach Stavanger. Sobald die Highschool vorbei ist. Noch drei Jahre. Und dann werdet ihr mich nie wiedersehen. Verdammtes Kackland.*

[...]